



Ein deutsches Familienblatt.

38. Jahrgang * vom Oktober 1901 bis dahin 1902. * * * Ausgegeben am 4. Januar 1902 * Nr. 14.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

Großfürst Michael als Jagdgast Kaiser Wilhelms. Der Thronfolger von Rußland, dessen Bild wir anlässlich seines Eintreffens zum Besuch am Berliner Hofe in der vorigen Nummer des Dahheim brachten, hat während seines Aufenthalts daselbst auch an verschiedenen Hof-Jagden teilgenommen. Unser Bild zeigt den russischen Gast mit dem kaiserlichen Jagdherrn und dessen Bruder, dem Prinzen Heinrich, bei der sehr ergiebigen Strecke einer Fasanenjagd, die bei Wildpark (hinter Potsdam) veranstaltet worden war.

Zu der Enthüllung der letzten Gruppe in der Siegesallee zu Berlin.

Am 18. Dezember ist die letzte Lücke, welche die imposante Denkmalsstraße im Tiergarten zu Berlin noch aufwies, ausgefüllt worden, indem die Enthüllung der Gruppe des Kurfürsten Johann Georg stattgefunden hat. Die Feier vollzog sich in Anwesenheit des Kaiserpaars in der bereits gewohnten Form ohne besondere festliche Ceremonien. Wie schon bei einer früheren Gelegenheit, waren auch diesmal neben den Vertretern der staatlichen und städtischen Behörden die Lehrer und Schüler einer Berliner höheren Schule zu der Feier hinzugezogen worden, nämlich die des Gymnasiums zum Grauen Kloster, dessen Stifter Kurfürst Johann Georg (1571 bis 1598) war. Die zu dem Festakt ge-

ladenen Persönlichkeiten waren außer dem Künstler, dem Bildhauer Martin Wolff, die Nachkommen des an der Nische dargestellten Grafen Kochus zu Lynar, nämlich die Herren Ernst Fürst zu Lynar (Leutnant à la suite des Régiments Gardes du Corps), der Standesherr Graf Lynar-Lübbenau mit seinen beiden Söhnen, Rittmeistern bei den Garde-Dragonern und Gardes du Corps. Nach den Nachkommen des Kanzlers Distelmeier ist, dem Vernehmen nach, ohne Erfolg geforscht worden. Am Abend fand im Kgl. Schloß Tafel statt, zu welcher der Kaiser sämtliche Künstler eingeladen hatte, deren Werke die Siegesallee schmücken, nämlich die Herren Walter Schott,



Großfürst Michael.

Kaiser Wilhelm II.

Prinz Heinrich.

Vom Besuch des Großfürsten Michael am Berliner Hofe: Der Kaiser mit seinem Gast bei der Strecke nach der Fasanenjagd. Nach einer Aufnahme von Selle & Runge, Potsdam.



Prof. Winnefeld, Geh. Rat Prof. Kekulé v. Stradonitz, die Wiedererbauer des Pergamon-Altars.
Nach einer Aufnahme aus dem Verlag der Photo-Illustration, Berlin.

Landreck, Otto Leffing, Alb. Manthe, Harro Magnussen, Johannes Götz, Martin Wolff, Norbert Pfretschner, Peter Breuer, Cuno von Uechtritz, Fritz Schaper, G. Oberlein, Rudolf Siemering und Gustav Oberlein.

Die Eröffnung des Pergamon-Museums in Berlin. Ebenfalls am 18. Dezember wohnte das Kaiserpaar auch der Eröffnung des Pergamon-Museums bei, das am folgenden Tage dem Besuche des Publikums freigegeben wurde. Das Museum liegt hinter der Säulenhalle, welche die Nationalgalerie umgibt. Sein Entwurf stammt vom Geh. Baurat Prof. Fritz Wolff, die Ausfüh-

äußere Architektur des Museums ergab sich notwendig aus dem Aufbau des Zeusaltars im Innern. Es ist ein vierseitiger Bau, dessen vorspringendes Portal sich der Spree zuwendet. Die Außenwände des schlichten, aber würdigen Museums sind mit Sandstein bekleidet. Durch das Portal kommt man zunächst in die Eingangshalle und von dort in den großen, hellen Altarraum, der mit vollem Ober- und Seitenlicht ausgestattet ist. Hier tritt uns ein echtes Stück antiker Welt entgegen, und die Bruchstücke des gewaltigen Gigantenkampfes erscheinen nun zum ersten Male so, wie der Fries einst das Podium des Altars auf der Burg von Pergamon umschloß. Der deutsche Ingenieur Karl Humann, dessen von Adolf Brütt geschaffene Marmorbüste im Altarraume gegenüber dem Eingang aufgestellt ist, hat uns diese großartigen Schätze aus dem Altertum gerettet. Die preussische Regierung bewilligte die Mittel zur Verfolgung der so vielverheißenden Entdeckung Humanns. Von Anfang September 1878 bis Ende August 1879 und wieder von Anfang August 1880 bis 1881 hat Humann selbst, teilweise unterstützt von den Architekten Bohn, Stiller und Raschdorff, sowie von den Archäologen Conze und H. G. Volking, sich mit voller Hingabe der Leitung des



Das eben eingeweihte Pergamon-Museum in Berlin.

Max Unger, Joseph Uphues, Johannes Voese, Max Baumbach, Reinhold Felderhoff, Carl Vegas, Reinhold Vegas, August Kraus, G. Herter, Graf Görz, A. Brütt, Ludwig Cauer, Eugen Börmel, L. Manzel, A. Ca-

rung ruhte in der Hand des Regierungs- und Baurats Hafat. Die



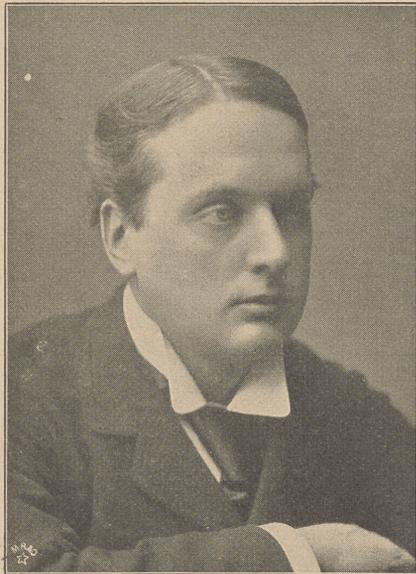
Die am 18. Dezember enthüllte letzte Gruppe in der Sieges-Allee: Denkmal des Kurfürsten Johann Georg v. Bildh. Martin Wolff.
Nach einer Aufnahme von Zander & Labisch, Berlin.



Der wieder errichtete Zeusaltar im Pergamon-Museum zu Berlin.
Nach einer Aufnahme von G. Rudolph, Berlin.

Wertes gewidmet. Er hat die Fundamente und Architektur jenes prächtigen, 180 v. Chr. durch Cumes II. erbauten Zeusaltars und den größten Teil des grandiosen Götter- und Gigantenkampfes, dessen Hochrelief die Außenflächen des Unterbaues bedeckte, ans Licht gefördert, sowie auch beträchtliche Architekturstücke von den Tempeln des Augustus und der Athene und eines Gymnasiums von Pergamon hervorgezogen. Die Skulpturwerke, die für unsere Kenntnis der hellenistischen Kunst von höchstem Wert sind, wurden zugleich mit einigen anderen bei der Ausgrabung entdeckten Bildwerken von der preussischen Regierung erworben und dem Berliner Museum überwiesen. Unseren Archäologen Conze, Treu, Furtwängler, sowie vor Allen Buchstein u. A. fiel die Aufgabe zu, die Fragmente nach ihrem ursprünglichen Zusammenhange zu vereinigen. Das ist mit größtem Scharfsinn und unendlicher Mühe geschehen, eine Arbeit, die sich bei der dann unter Leitung des Museum-Direktors Geh. Rats Reulé v. Strabonitz und des Prof. Dr. Winnefeld vorgenommenen Aufstellung wiederholte und sich womöglich noch steigerte. In dem Hauptraum des Museums ist nun von jenem Zeusaltar der fast quadratische Unterbau unter Beibehaltung der alten Maße

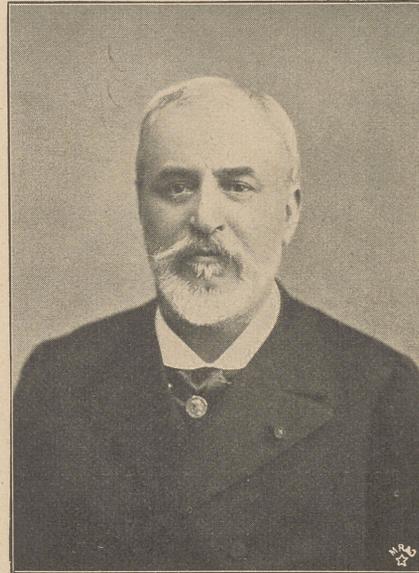
ruhigung Süd-Afrikas folgende Vorschläge. Es solle dortselbst baldmöglichst eine umfassende und weitherzige Amnestie erlassen und allen Büren volle bürgerliche Rechte verliehen werden, die den Treueid leisten. Je rascher man dieselben in die Position bürgerlicher Verantwortlichkeit bringe, desto besser sei es. Bis das Land beruhigt sei, solle eine Kommission von vier Administratoren nach indischem Muster eingesetzt werden, welche im Namen der Nation Ruhe und Ordnung im Lande wiederherstellen solle. Dieser Kommission solle ein Vertretungsausschuß zur Seite stehen, in welchem die Engländer die Mehrheit hätten und der für den Wiederaufbau und die Ausstattung der Farmer Sorge



Lord Rosebery, anlässlich seiner Rede in Chesterfield.
Aufnahme von Elliott & Fry, London.

wiederhergestellt. Die Länge beträgt 31,34, die Breite 28,53 Meter. Die Frieze an den Wangen der großen Altartreppe stellen die berühmte Gigantomachie in meisterhaften Hochreliefs dar.

Lord Rosebery. Wir bringen heute unsern Lesern das Bild Lord Roseberys, des früheren englischen Premierministers und einflussreichen Parteiführers, dessen in Chesterfield gehaltene Rede mit ihrer scharfen Verurteilung der Chamberlainschen Politik allenthalben in England wie in Ausland hohe Aufmerksamkeit erweckt hat. Wenn auch Lord Rosebery keineswegs für eine Wiederherstellung der Selbständigkeit der Bürenrepubliken eintritt, so verdient doch schon seine Forderung, daß man sich mit der Bürenregierung in Friedensverhandlungen einlassen solle, als eine menschliche Stimme in dem brutalen englischen Kriegsgeschrei Anerkennung. Viele wollen überhaupt in Lord Rosebery den kommenden Mann sehen, was ja dann freilich wohl einen Umschwung in der Richtung der südafrikanischen Politik Englands bedeuten würde. Im Besonderen machte Lord Rosebery zur Be-

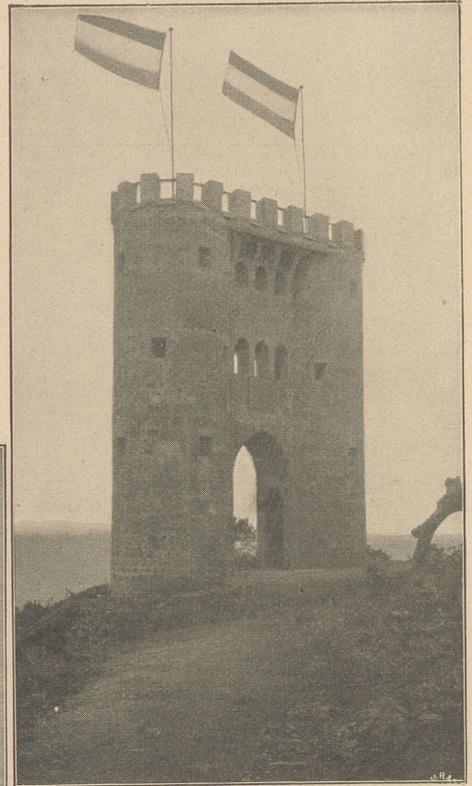


Der frühere Botschafter Frankreichs in Berlin Herbette †.

tragen solle. Rosebery will hierin mit sehr großer Liberalität vorgegangen wissen.

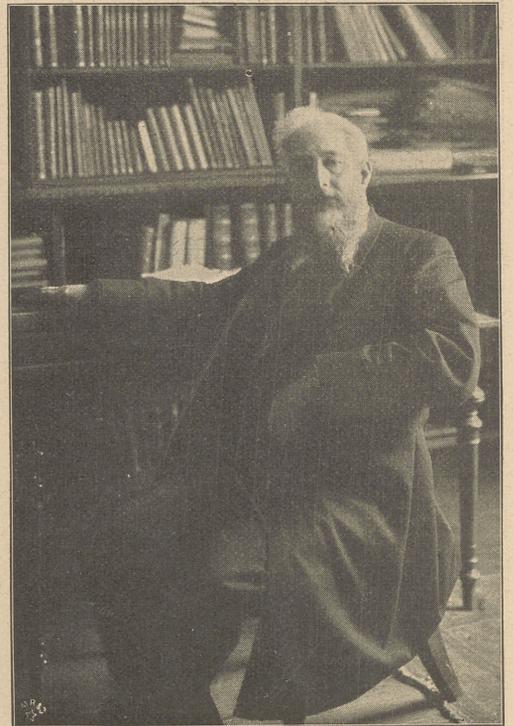
Botschafter Herbette †. Der ehemalige französische Botschafter in Berlin, Jules Herbet, ist im 62. Lebensjahre in Paris gestorben. Seine diplomatische Laufbahn begann er 1869 als Konsul in Stettin; 1870—71 war er dann Sekretär des auswärtigen Ministers Jules Favre. 1876 wurde er der Donaukommission beigegeben und wohnte 1878 in der Begleitung des Ministers Waddington dem Berliner Kongreß bei. Ferrys gemäßigter Politik bekämpfte er im „Télégraphe“, während er sich Freycinet anschloß, der ihn 1882 zu seinem Kabinettschef und später zum Direktor im Auswärtigen Amt machte. Im September 1886 wurde Herbet als Nachfolger von Gontaud-Viron zum Botschafter in Berlin ernannt, welchen Posten er bis zum Jahre 1896 behielt, wo er durch den Marquis v. Noailles ersetzt wurde. Der Verstorbene hat durch seinen persönlichen Einfluß und seine Geschicklichkeit in verdienstvoller Weise dazu beigetragen, die Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland möglichst günstig zu gestalten.

Das Hamburger Gewerbe-Museum und sein Leiter. Unser Bild zeigt den bekannten Leiter des Hamburger Gewerbe-Museums Prof. Brinkmann, der sich um die Ansammlung wertvoller Denkmäler des niederdeutschen, speziell des schleswig-holsteinischen Kunstgewerbes sowie

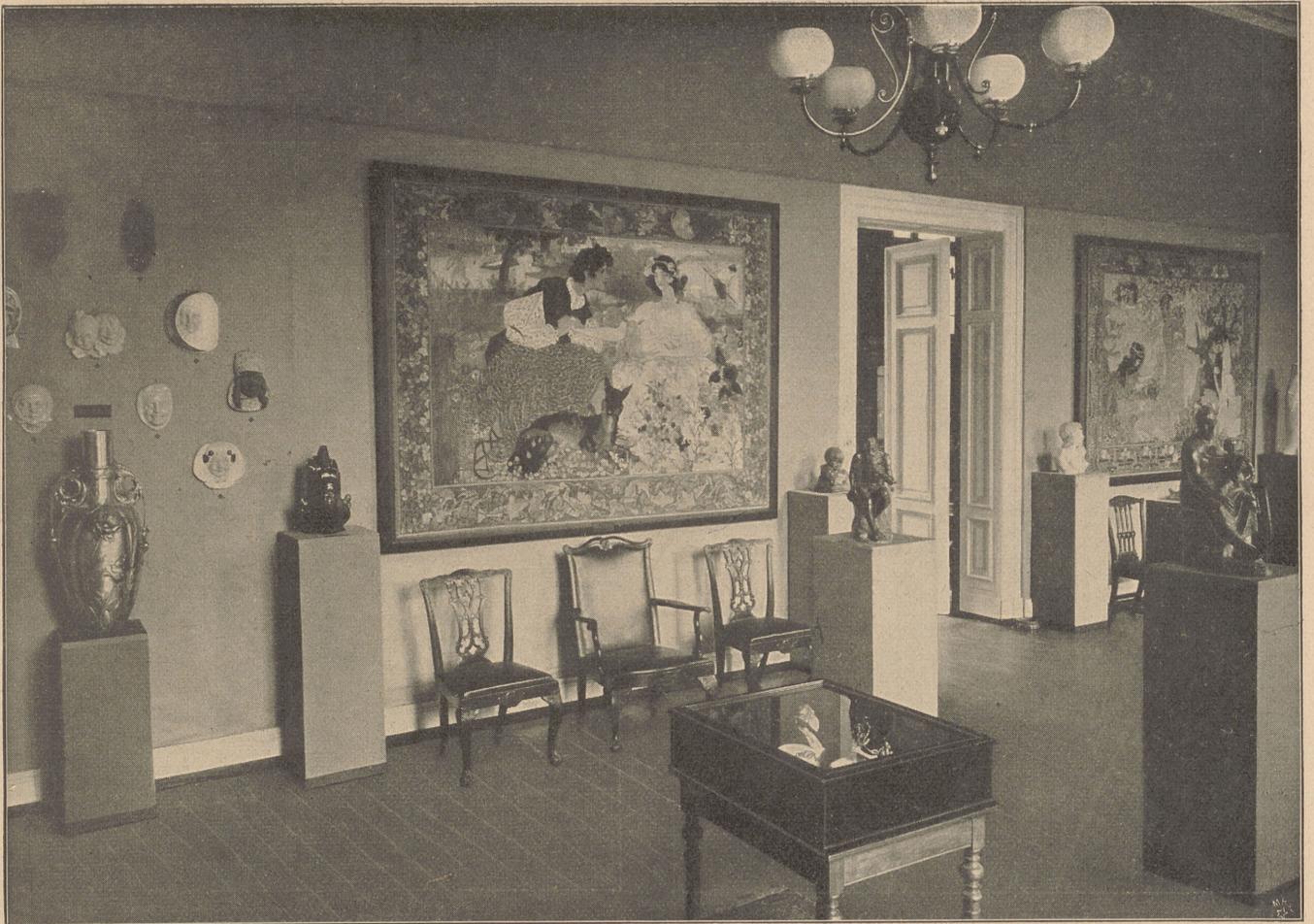


Der Kameruner Bismarck-Turm, errichtet a. d. Affenhalbinsel bei Station Victoria.

auch von hervorragenden modernen kunstgewerblichen Erzeugnissen ein großes Verdienst erworben hat. Die dargestellten Ansichten aus dem Museum zeigen erstens den hinteren Teil des Pariser Zimmers, rechts ein Buffet entworfen von Gaillard, darüber einen Teppich nach dem Entwurf von Burne-Jones, gewebt von W. Morris. Im Hintergrund steht ein Schauschrank von Goetschel in Paris, gefüllt zum größten Teil mit französischen Arbeiten in Steinzeug, darüber hängt ein Gobelin von Frida Hansen in Kristlich. Die belgische Ausstellung enthält Bronzen, Metallarbeiten und Stickereien.



Prof. Brinkmann, der Leiter des Hamburger Kunstgewerbe-Museums.

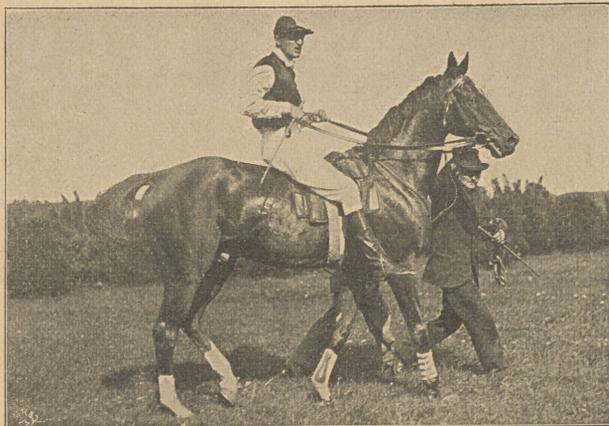


Belgische Ausstellung.



Hinterer Teil des Pariser Zimmers.

Aus dem Hamburger Kunstgewerbemuseum. Nach Aufnahmen von A. & L. Schaul, Hamburg.



Herr Schmidt-Benede (122 Ritte, 42 Siege).



Lt. K. v. Zingler (28 Siege).



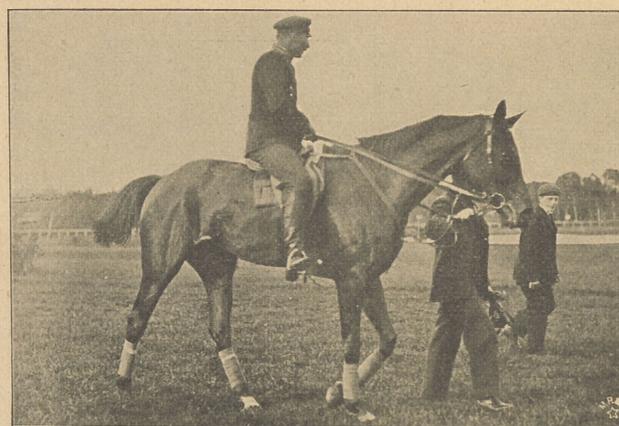
Herr W. Lütke (18 Siege).



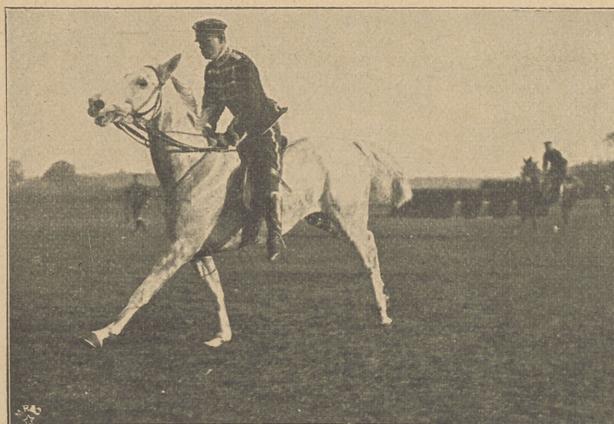
Lt. v. Schmidt-Pauli (18 Siege).



Rittmstr. v. Gynard (18 Siege).



Lt. Graf Eulenburg (17 Siege).



Lt. v. Flehwe (16 Siege).



Lt. v. Bachmahr (14 Siege).

Einige der erfolgreichsten Herrenreiter der verfloßenen Rennsaison.
Nach Aufnahmen von Franz Kühn, Berlin.

Frauen = Daheim.

Ein besseres Verlobungswort könnte nicht sein,
Als: Daß du mein bist und ich dein!

Daß eines über uns gehe!
Ein Glück, eine Not, ein Wehe!



Der Omnibus der Lehmgrubener Diakonissinnen.



Lehmgrubener Kinderhort.

Das Lehmgrubener Diakonissen- Mutterhaus zu Breslau.

(Mit drei Abbildungen.)

Wenn sich das Christuswort vom Senfskörnlein, das zum weithin schattenden Baum wird, bewahrheitete, so ist dies der Fall gewesen bei der Gründung des Lehmgrubener Mutterhauses in Breslau, mit seiner Zweiganstalt, dem neu gegründeten Krankenhaus „Bethesda“ und der mit diesem verbundenen Haushaltungsschule. Auf eine 28 jährige Geschichte kann dies Liebeswerk der inneren Mission, das aus den kleinsten Anfängen hervorging, zurückblicken.

Es war um die Mitte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, daß in Potsdam ein junges Mädchen der ersten Gesellschaft lebhaft die Frage beschäftigte: Wozu bin ich auf der Welt? Das Gesellschaftsleben mit seinen zweifelhaften Freuden war dieser ringenden Seele eine größere Last, als es die Not den Armen ist, und der stete Wunsch, den Daseinszweck zu erfüllen, trieb die Gräfin Wally Poninska vorläufig dazu, in ihrem eigenen Zimmer Sonntagsschule zu halten. Im Jahre 1867 wurde der Vater der Gräfin als Regierungspräsident nach Breslau versetzt, und sie selbst nahm sich nun der vielen Kinder der Vorstadt Lehmgruben an, indem sie 1869, unterstützt vom Oberpräsidenten v. Schleinitz, auf der Lehmgrubenstraße die erste Kleinkinderschule errichtete. Diese fand so viel Anklang, daß schon im ersten Jahre zwei Klassen nötig wurden, die außer von der Gräfin, von ihren treuen Genossinnen Fräulein Wilhelmine Stephan und Fräulein Emilie Wegner geleitet wurden. Die Sonntage vereinten regelmäßig nachmittags die Kinder und abends die Eltern zu Gesang und Katechismusbearbeitung. Mehr und mehr wuchs die Arbeit; im Jahre 1871 mußte ein größeres Häuschen bezogen werden, nachdem die beiden ersten Lehrerinnen 1870 eine Prüfung bestanden hatten. Ein frohes Arbeitsleben begann. Der Vaterländische Frauenverein gab Arbeit für die Frauen der im Kriege stehenden Landwehrmänner, Sonntagsschule, Kleinkinderschule, Jungfrauenverein erblickten immer kräftiger, und der Ruf der neugegründeten Anstalt breitete sich bald so aus, daß immer wieder Anfragen von jungen Mädchen kamen, die gern ausgebildet werden wollten. Obwohl dies durchaus nicht die Absicht der Gründerin war, sah sie hierin doch einen Fingerzeig, und so wurde mit Hilfe des Magistrates, mit einem inzwischen berufenen Vorstände und 3000 Mark von Kaiser Wilhelm I., auf einem unentgeltlich von der Stadt überlassenen Terrain von 102 Quadratrußen der Grundstein zu einem größeren Hause mit Hauskapelle, in der später ein Hausgeistlicher waltete, gelegt. Die Anstalt

erhielt nun den Namen Kleinkinderlehrerinnen-Seminar und scheinbar einen anderen Charakter als die Gründerin beabsichtigte. Sie hatte sich die Arbeit im Geiste und Sinn der Diakonissen gedacht, die jungen Mädchen sollten sich unter einander als Schwestern fühlen, sie selbst war die „Mutter“ und Fräulein Wilhelmine Stephan, der die Leitung der Kleinkinderschule und die praktische Ausbildung der jungen Mädchen oblag, die „Tante“. Nach einem einjährigen Kursus hatten die Schwestern eine Prüfung abzulegen und übernahmen dann überall in der Provinz gegründete Kinderschulen. Der Titel der Anstalt änderte sich nun in den berechtigteren: „Lehmgrubener Mutterhaus“ und das Konsistorium übernahm die Aufsicht. — Immer weiter spannte sich das Liebesnetz, wurden neue Schulen in anderen Stadtteilen gegründet, wurden Schwestern begehrt in Schlesien und anderen Provinzen für Schule, Gemeinde- und Krankenpflege. Die „Tante“ mit ihrem liebevollen, kernig-frischen Wesen war ebenso wie die „Mutter“ allezeit um das Wohl der „Töchter“ besorgt, und keine gab es, die nicht stets Rat und Trost im Mutterhause erhielt. Die Unterzeichnete weiß dies aus dankbarer Erfahrung, da sie fünf Jahre dem Hause angehörte und nur wegen dringlicher Familienverhältnisse ausschied. — Als 1894 das 25 jährige Jubiläum gefeiert wurde und die Oberin tiefbewegten und freudigen Herzens auf ihr köstlich gediehenes Werk blicken konnte, fehlte zu

aller tiefen Schmerz die treue Wilhelmine; ein Vergißmeinnichtfranz schmückte den Stuhl der geliebten heimgegangenen „Tante“. Ihr Name aber bleibt geegnet! — Das Jahr 1888 brachte einen neuen Arbeitszweig durch Gründung des Lehmgrubener Gemeindepflegevereins „Bethesda“ hinzu. Aus ihm ging als langgehegter Wunsch das neue Krankenhaus und Feierabendhaus „Bethesda“ an der Gustav Freytag-Straße hervor, das 1899 eingeweiht wurde. Verbunden mit dem Krankenhaus, in dem die Probeschwestern nun die Kenntnisse in der Krankenpflege sich aneignen, ist eine Haushaltungsschule gegründet worden, in der 10 bis 12 junge, der Schule entwachsene Mädchen, unter Leitung einer Diakonissin Anweisung in allen hauswirtschaftlichen Dingen erhalten. Zudem sie gleichzeitig am inneren und äußeren Leben der Schwestern teilnehmen, wird vielleicht manches der Mädchen veranlaßt, auch Schwester zu werden und seine Kräfte in den Dienst der leidenden Menschheit zu stellen. Denn immer und immer wieder wird die Klage laut, daß so wenige Mädchen und Frauen sich diesem weiblichsten Berufe zuwenden. Der Arbeitsfelder sind so viele, der arbeitenden Hände so wenig und in so wenigen Herzen wird die Frage: „Wozu bin ich auf der Welt?“ mit zwingender Gewalt laut! Die Gegenwart wird der dienenden Schwester zu einer geeigneten, ihre Zukunft ist eine gesicherte, (Prospekte versendet das Mutterhaus, Breslau, Lehmgrubenerstr. 58). — Dem unermüdeten Bestreben der treuherzigen Gräfin gelang es auch, ein Erholungsheim für leidende und Ruhe bedürftige Schwestern zu erwerben, und zwar ist es der reizend gelegene „Silberblick“ in Bad Flinsberg in Schlesien, wo die Schwestern in den Ferien neue Kräfte sammeln. — Im Jahre 1888 wurde der Oberin die Freude zu Teil, von unserer Kaiserin, die sich für Lehmgruben interessiert, empfangen zu werden, und 1890 stattete die hohe Frau selbst der Anstalt ihren Besuch ab.

Sichtbarlich hat Gottes Hand auf diesem Werke gerührt, das aus den kleinsten Anfängen hervorging, das noch unablässig auf die Liebe des Nächsten angewiesen ist und dem diese hoffentlich nie fehlen wird. E. S. Schramm.

Frauenbüchertisch.

In einsamen Stunden. Gedichte von Margareta Wilhelm. Herausgegeben von Direktor E. Kull, Berlin SW., Städtische Blindenanstalt. Preis 1 M. Die kleine, bereits in zweiter Auflage erschienene Sammlung schlichter, lebenswürdiger, gemütvoller Gedichte sei ganz besonders freundlichem Interesse, warmer Menschenliebe empfohlen, denn eine Blinde schrieb sie in dunklen, einsamen Stunden, und der Ertrag derselben ist einem guten Zweck, dem Wohle



Kinderkrankenstube im Lehmgrubener Diakonissenhaus.

gleich der Verfasserin Lichtberaubter gewidmet. Beim flüchtigen Lesen spürt man kaum, daß eine Blindgeborene diese Verse schrieb, und daß das, was sie von Licht und Farbe, vom Genz und Sonnenschein singt, nur ihrer Phantasie entstammt, daß sie es nur vom Hörensagen kennt; erst bei aufmerksamem Vertiefen in die naturgemäß immerhin begrenzte Gedankenwelt der Dichterin fühlt man den Wehmutshauch, vernimmt man das leise Klagen der Sehnsucht nach Miegesehenem, Ewigverschlossenem. Doch sie ist nicht verzagt und mutlos, es fehlt ihr nicht an Kraft, Hoffnung und Heiterkeit; fromm und demütig bescheidet sie sich mit dem, was das Schicksal ihr an Freuden gegeben, worin sie mancher ihrer beglückteren, sehenden Mitschwester zum Vorbild dienen könnte; mit ihren lichtlosen Augen sieht sie den Leitstern, der uns alle aus der Dunkelheit des Erdenlebens zum ewigen Lichte führt. „So möge denn die bescheidene Poesie aus dem Volke, die mich in ihrer Schlichtheit, Reinheit und Lebenswahrheit festhalte“, wie der Herausgeber des Büchleins schreibt, der das Erscheinen der zweiten Auflage aus eigenen Mitteln bewirkte, überall eine freundliche Aufnahme finden; möge es recht viele Käufer und Freunde erwerben, nicht nur der blinden Dichterin, sondern auch seines Geistes und Gemüts anregenden Inhaltes wegen.

Tracht für eine radelnde Diakonissin.

Zu der Frage nach einer passenden Tracht für die radelnde Diakonissin, möchte ich folgendes vorschlagen. Im Osten unseres Vaterlandes haben die Diakonissinnen, die mir von verschiedenen Häusern bekannt sind, nicht so besonders schwere Röcke, manche sind, wie z. B. die dunklen Wajschkleider, ungefütert, immerhin aber wäre der weite Rock hinderlich. Nun tragen viele untrer Schwestern in Schlesien lange Mäntel, die doch ziemlich eng das Kleid umschließen, trotzdem das Treten nicht hindern würden. Eine Diakonissin könnte also, wenn sie zu radeln hätte, diesen Mantel anziehen, darunter einen extra leichten und engeren Rock als sonst. An dem Manteltragen, würde ich vorschlagen, vorne am unteren Rande rechts und links von innen handbreite Stoffstreifen aus demselben Stoff wie der Mantel anzuknüpfen und diese kreuzweise über der Brust nach hinten herum zu nehmen, wo sie ebenfalls geknüpft werden. Das lästige Flattern des Tragens wäre dadurch vermieden.

Nähert sich die Diakonissin ihrem Ziel, kann sie kurz vorher die Streifen wieder abknöpfen und das letzte Stück Weg ihr Rad führen. In dem Mantel nebst Kragen wird sie nie die Diakonissin verleugnen und niemand kann an der Tracht Anstoß nehmen.

Eva Katharina.

Handarbeit.

Elegante Tischdecke in arabischem Stil. Die schöne Decke, die ein wertvolles Hausratsstück bildet und sich zu einem großen schönen Geschenk von bleibendem Wert besonders eignet, ist aus türkischrotem Jaffastoff, ca. 165 cm im Geviert, hergestellt. Die leichte Kreuzstickarbeit wird nur in drei Farben hergestellt, die Konturen schwarz, alle großen Figurenfüllungen grün, die kleinen goldgelb, auch das Rändchen zwischen den schwarzen Begrenzungsstrichen. Preis der Zuthaten inkl. Typenmuster 16 Mk. 25 Pf. Bezugsquelle: Heinrich Dyk, Kantstr. 162, Berlin.

Neues über „Fenstermäntel“. Wenn plötzlich sehr heftige Kälte eintritt, empfindet man so recht lebhaft etwaige Unzulänglichkeiten in der Erwärmung und Warmhaltung der Wohnräume. Eine warme Fensterdecke — neuerdings so sinnig „Fenstermantel“ benannt — trägt viel zur Behaglichkeit bei kaltem, stürmischem Wetter bei, und manche beherzte Hausfrau entschließt sich schnell, eine oder mehrere warme Fensterdecken anzuschaffen oder selbst herzustellen. In früherer Zeit wurden diese Decken meist mit einigen gestickten Längsstreifen und am unteren Rande mit Franzenabschluß versehen. Der moderne Fenstermantel erhält dagegen am oberen Rande einen mehr oder weniger reich gestickten Überhang von 20—50 cm Länge, den oft eine reiche geflüpfte Franse in den Farben der Stickerei abschließt. Die Decke selbst besteht aus Wollfries, aus schwerem Wollkanevas, aus Sealkin (einem schweren, schönen Wollplüsch), oder für einfache Ansprüche aus Wollplüsch, der auch recht gut aussieht, nur leichter ist und daher wärmer gefüttert werden muß. Alle diese Stoffe liegen 130 cm breit, entsprechen also der Breite gewöhnlicher Fenster und sind in schönen, modernen Farben vorrätig. Als Futter wird Molton (Baumwollfries) in abtönder Farbe verwendet. Den Außenrand umgibt einfarbige Woll- oder Seidenchnur. Zu bemerken ist übrigens, daß man niemals eine sehr feine oder mühsame Arbeit für einen Fenstermantel wählen sollte, da diese bei der schlechten Beleuchtung desselben sehr wenig zur Geltung

kommt, ausgenommen des Abends. Unverzierte Fries- oder Plüschdecken, welche in der Farbe schön zur Einrichtung passen, sehen sehr gut aus, ebenso ein guter, schwerer Möbellostoff. Den gestickten Überhang kann man durch eine der schönen, gewebten Borten, die in verschiedener Breite und in sehr geschmackvollen und modernen Mustern im Handel sind und keine allzu großen Anforderungen an unsern Beutel stellen, herstellen. Auch schöne drei bis vier Finger breite Posamenterieborten in feinen Bronzefarben, auch mit etwas Gold untermischt, machen sich recht fein. Sie werden 20—30 cm vom oberen Rand entfernt einfach aufgesetzt, so daß sie einen Umschlag nachahmen.

J. in J.

Praktisches fürs Haus.

Eine bemerkenswerte interessante Neuheit für den Haushalt bringt die bekannte Firma Schöne & Co., Gas-Kochapparatefabrik in Dessau, in ihren durch Spiritus-Gasheizbaren Koch-, Bad- und Badeeinrichtungen in den verschiedensten Arten und Größen, Zimmer- und Badeheizöfen, Platten-erhitzer, Wärmeschränke, Schnellwassererhitzer u. s. w. Der Verbrauch an denaturiertem, zu dieser Art Heizung zu verwendenden Spiritus ist bei der sinnreichen Einrichtung der Apparate und Öfen durchaus kein kostspieliger zu nennen, besonders bei den jetzigen hohen Kohlenpreisen, und die Spiritusheizmethode hat vor der Heizung mit Kohlen ganz bedeutende, leicht in die Augen springende Vorteile voraus. Feuers-, resp. Explosionsgefahr ist nach dem Urteile von Autoritäten bei diesem neuen Heizverfahren so gut wie ausgeschlossen. Es empfiehlt sich für Interessenten, sich den Katalog mit Preisliste der Spiritus-Gas-Kochapparate der Dessauer Gas-Kochapparatefabrik von Schöne & Co. kommen zu lassen, um einen genaueren Einblick in diese Erfindung zu gewinnen, eventuell eine Auswahl zu treffen.

„Wolpin“ ist der Name eines neuen, guten, geschliffen geschützten Handschuhwaschmittels, das die Eigenschaft besitzt, die Handschuhe rasch und sauber zu reinigen, dem Leder die ursprüngliche Farbe, den Glanz und die Geschmeidigkeit neuen Leders wieder zu geben, so daß die Handschuhe vollständig wie neu aussehen. Alle anderen Mittel greifen die Farbe an, Wolpin konserviert Farbe und Leder. In Droguengeschäften und Handschuhläden erhältlich, direkt von der Wolpinfabrik, Hämelerswald bei Hannover. -n.

Für die Küche.

Vorzügliher Stärkepudding. 9 Tassen Milch, 1 $\frac{1}{2}$ Tasse Zucker, 1 Tasse Stärkemehl, 1 gute halbe Tasse geriebene Mandeln, einige bittere darunter, 9 Eiweiß zu Schnee geschlagen. Von den Eiern wird eine Weinsauce gemacht.

Acta.

Ein Gericht von Heringe. Man wasche und putze Heringe, lege sie 3 Tage lang in Milch, welche täglich erneuert wird, wasche die Fische dann mit Wasser ab, schneide ihnen den Rücken auf, nehme die Eingeweide heraus, fiede statt dieser gebadete Citronenschale und frische Butter in die Heringe und schmiere dann eine zinnerne oder porzellanene Schüssel, in der man baden kann, dick mit frischer Butter aus. Alsdann streue man geriebene Semmel, nebst etwas Mustarblüte hinein, ordne darauf die Heringe und lasse dies ganz kurz in der Röhrer aufblähen. Man reicht es mit gebratenen Kartoffeln und Sauerkraut.

J. v. B.

Auskunft.

Fr. 20. (An Unwissende.) Die weißwollenen Stoffe werden kalt gewaschen in einer Kreidewaschung von der Dose einer Mehlsuppe. Je nach Aufsaugung des Stoffes setzt man dabei allmählich mehr Kreide zu. Hauptsache ist häufiges Nachspülen. Man bügelt den Stoff erst, wenn er fast ganz trocken ist, da er sonst einläuft.

A. J.

Redaktionspost.

E. A. in L. (Fr. 18.) Herr Wilsch. Conze in Lüdenscheid, Siegestraße 15, bittet Sie, sich wegen der Zinnsticker mit ihm in Verbindung zu setzen; er ist event. Abnehmer derselben.

A. in Stronsdorf und Anderen. Fragen betr. Stellenvermittlungen, sog. Placierungsinstitute und dergl. können wir nicht beantworten und auch nicht aufnehmen.



Große Tischdecke in arabischem Stil; roter Grund, grüne und goldgelbe Ornamente.

Dahheim



Es blasen die Trompeten.

Roman von Paul Oskar Höcker.

1. Kapitel.

it der Ankunft der Kürassiere hatte sich das äußere Bild der sonst so stillen litauischen Kreisstadt überraschend schnell geändert.

Gestern abend war bereits Tanz in allen Gasthöfen und Kneipen gewesen. Das hatte geklungen, gesungen, populiert und gelärmt bis in den lichten Septembermorgen hinein. Das eingeborene Civilistenmannsvolk kam gegen die schmutze Reiterei natürlich nicht auf. Kürassier war rasch Trumpf geworden bei den drallen Litauerinnen. Und es war klar, daß es hier in nächster Zeit zu ein paar stürmischen Manöververlobungen kommen würde. Denn wenn sie auch nicht eben auf kleinem Fuße lebten und an Intelligenz und hochdeutscher Ausdrucksweise erheblich hinter den flotten Stubenmädchen und kleinen Putzmacherinnen der Garnison zurückstanden: raffig waren die Mädels hier, äußerst raffig sogar, und tanzen konnten sie, tanzen, daß der Rhythmus selbst dem dicken Bombardonbläser in die Füße fuhr. Aus einigen umliegenden Gemeinden, die zu ihrer aufrichtigen Bekümmernis frei von Einquartierung geblieben waren, hatten sich manche der Landschönen, wie bisweilen zum Kirchgang, in ihren eigentümlichen weißen Staatshauben eingefunden, die das schmutze Überbleibsel einer lang verschollenen Rationaltracht bilden mochten. Das gab dem militärischen Gesamtbild eine reizvolle Abwechslung. Heute, am Sonntag, war für die Mittagsparole vor dem Kreisständehaus Trompeterkonzert anberaumt (die Reiterkapelle besaß silberne Pauken!), und abends sollte wieder Tanz sein. Der Urlaub lief bis Mitternacht.

Bauern und Kleinbürger aller Altersklassen standen vom Becken an auf dem Marktplatz vor dem Barbierladen und den Branntweinschenken und bestaunten die zum Eskadronsappell ziehenden Beritte. Semmelblonde Jungens in dicken Pumphöschchen und den ortsblichen Wasserstiefeln schlüpfen in die Ausspannungen der überfüllten Gasthöfe, schlossen Freundschaft mit den Stallwachen und bewunderten das prächtige Pferdmaterial. In welche Hausthür man auch sah, überall blühten Silberknöpfe, leuchteten weiße Koller mit ponceauroten Krageppatten. Der baumlange Kürassier im Stahlhelm und mit gezogenem Falsch, die Ehrenwache vor

dem Kreisständehaus, wohin gestern beim Einrücken der 1. Schwadron unter schmetternden Fanfaren die Standarte abgebracht worden war, zog als Sinnbild der hier so selten gesehenen bewaffneten Macht Preußens die meisten Blicke der durchs Städtlein flanierenden Jugend beiderlei Geschlechts auf sich.

Das kam aber noch alles nicht auf gegen die Herren Offiziere, die von Zeit zu Zeit sichtbar wurden, wenn sie nach den Ställen rekognoszieren gingen. Einige von ihnen, so wurde auf dem Markte erzählt, führten außer dem Chargenpferd noch zwei, drei Handpferde mit; denn überhaupt: es war ein feudales Offizierkorps, ein Eliteregiment!

Der ganze Regimentsstab war beim Landrat, Herrn Schach v. Gattwitz, untergebracht worden. Schon tags zuvor hatte die liebe Schuljugend die wohlklingenden Namen von den schwarzen Tafeln, die an den Hausthüren aufgehängt worden waren, ehrfürchtig abbuchstabiert. Übrigens hatten die Fouriere, als sie vorige Woche Quartier machten, den in der „Goldenen Sonne“ beim Dämmerstopp sitzenden Honoratioren zweiten Grades die resp. Titel gleichfalls schon genannt. Groß und klein konnte über die einzelnen Mitglieder der Einquartierung daher ebenso präzise Auskunft geben wie etwa die Rang- und Quartierliste.

Regimentskommandeur war der Oberst Freiherr v. Treusch v. d. Bosche. Der sollte aber während der nächsten Woche die Brigade führen. So lange vertrat ihn der Oberstleutnant vom Stabe Graf Schaer zu Schaerstein. Als Regimentsadjutant fungierte Oberleutnant v. Böttlar. (Man entsann sich, daß die junge Landrätin eine geborene v. Böttlar war; übrigens weilte die Gattin des Adjutanten schon seit mehreren Tagen als Logierbesuch bei Landrats, also bestand da zweifellos eine Verwandtschaft.) Auch Major Frommhagen, der Renommierbürgerliche des Regiments, der jetzt die längste Zeit Eskadronschef gewesen war, da er mit Schluß des Manövers zum Militär-Reitinstitut nach Hannover kam, wohnte mit beim Stabe. Der präsumtive Führer der 1. Eskadron aber, Oberleutnant Rango v. Altenklingen, war nebst den drei anderen Offizieren der Schwadron, Oberleutnant der Reserve v. Jhlesfeld, Leutnant Freiherr v. Rappord und Leutnant Graf Zachtrupp, in der „Sonne“ einquartiert worden.

Wie stets war Rango v. Altenklingen mit seinem Lofe

höchst unzufrieden. Nach dem Frühstück bei Landrats, zu dem die Herren Offiziere ohne Ausnahme gebeten worden waren, ergözte sich Frau von Bottlar an den humoristisch übertriebenen Schilderungen des stattlichen Oberleutnants von seiner mehrfach gestörten Nachtruhe in der „Sonne“. Rango spielte sich hinsichtlich gemachter Würbeizigkeit und schnoddrigen Kommandobasses schon etwas auf den Rittmeister, wenn nicht gar den Major auf, hatte dabei aber ein urgemütliches, weinrotes Gesicht mit kleinen wasserblauen Auglein, und alle Welt mochte ihn leiden. Frau von Bottlar, eine pikante Brünette mit etwas Ruffenblut, war als empfänglich für ein freies humorvolles Wort, sogar einen gewissen charmanten Übermut bekannt; als die Darstellung des Oberleutnants sich aber gar zu sehr ins Junggesellenmäßig-Patriarchalische verlor, drohte sie ihm leicht mit einem überlegenen Blick ihrer lustigen, goldbraunen Augen. Rasch brach Rango also ab: „Tja, aber ich nehm's auf meine sämtlichen Diensteide, meine Gnädige, es is 'ne jottverlassene Gegend!“

Man stand auf der zum Wintergarten hergerichteten Veranda. Ein paar der Kameraden stießen hinzu. Da sie Miene machten, ihre im Herrenzimmer frisch angezündeten Havannas wegzulegen, ließ sich Frau von Bottlar selbst eine Cigarette geben, aus der sie dann ein paar leichte Züge nahm.

„Herr von Altenklingen macht mir soeben die Honneurs von Litauen,“ erklärte sie lächelnd den anderen, „und zwar in bekannter Begeisterung.“

„Reinfall erster Güte,“ sagte Herr von Ihlefeld sofort.

„Sehen Sie,“ nahm der Oberleutnant wieder auf, „Verstärkung durch Reserve gesichert.“

„Im Gegenteil, Rango, der Reinfall bezieht sich bloß auf Gw. Hochwohlgeboren.“

„Ich dünkte! Haben Sie heute morgen nicht dicke miträsonniert? Regiments-, Brigade-Exerzieren, dann Übung in der selbständigen Kavalleriedivision und schließlich noch das Korpsmanöver — alles, alles hier — so beschämend östlich, so ganz außerhalb jeglicher Kultur . . .“

„Nee, Rango,“ rief der Freiherr von Rappord, „nu helf' ich Ihnen, sonst reißen Sie sich immer ekliger hinein bei der gnädigen Frau.“

„Seit wann ist es denn ein Verbrechen, über Gelände zu schimpfen? Landrats sind ja gottlob nicht von hier, da kann man's doch dreist sagen. Ostgrenze ist mir eben fatal, ich kann mir nicht helfen. Da is mir zuviel Fezend. Und nu erst die Einjeborenen in den litauischen Nestern hier — ach Du Allmächtiger!“

Nun lachten sie alle hell auf.

„Wir haben nämlich gerade bei Tisch konstatiert,“ sagte der blutjunge, noch bartlose, immer vergnügte Graf Zachtrupp, „daß die gnädige Frau höchstselbst in dastiger Kreisstadt das Licht der Welt erblickt haben.“

„Das wäre —!“

„Aber ich kann wirklich nichts dafür,“ fiel Frau von Bottlar rasch ein, „Papa war damals hier Landrat, vertretungsweise, ich bin hier also nur im Vorübergehen geboren.“

Die allgemeine Heiterkeit steigerte sich daraufhin. Rango von Altenklingen setzte eine übertrieben zerknirschte Miene auf. „Das muß dem Mitteleuropäer aber doch gesagt werden,“ meinte er. „Übrigens nehme ich alles zurück.“

Die älteren Herren kamen mit Landrats vorbei und erfuhren, was los war. Natürlich mit der gebotenen Einschränkung. Frau Schach von Gattwitz nickte lächelnd. Sie legte ihren Arm in den des Logierbesuchs.

„Nun, Dora, Du hast das Wort zur Ehrenrettung Deiner Vaterstadt.“

„Über das Damals vermag ich freilich keine Auskunft zu geben. Denn ich kam im hoffnungsvollen Alter von drei Monaten von hier weg. Das war im Jahre . . . Doch das thut ja nichts zur Sache.“

„Nicht das Geringste!“ fielen die Herren ein und einige räusperten sich. Frau von Bottlar, die in erster Ehe mit

einem bedeutend älteren Stabsoffizier, von Jupiza-Nordenslycht, verheiratet gewesen war, zählte ein paar Jahre mehr als der Adjutant, was allgemein bekannt war.

„Soviel konnt' ich bis jetzt aber feststellen,“ fuhr sie rasch fort, „daß man im landrätlichen Hause weder Berlin noch die Garnison vermisst. Und es ist auch sonst schon ein wahrer Schlachtplan für Ihre Amusements entworfen worden. Geben Sie acht, meine Herren, Sie werden an den Ruhetagen von ostpreußischer Gastfreundschaft und Herzlichkeit geradezu erdrückt werden.“

„Und neben Herzlichkeit,“ scherzte der Hausherr, „finden Sie hier in der Drehe so hervorragende Kellereien, daß unjereins von gelbem Meid erfüllt wird.“

„Herr von Gattwitz, Sie fischen Komplimente,“ warf der Major ein.

„Kellereien läßt sich hören,“ sagte Rango. „Wenn auf den Gutshöfen bloß nicht immer das fatale Tanzen wäre, sobald man sich bei einem einigermaßen vernünftigen Tropfen niedergelassen hat.“

„Altenklingen fürchtet für sein Junggesellenherz!“ rief der junge Graf.

„Sind Sie wirklich so überzeugter Hagestolz?“ fragte Frau von Bottlar den Oberleutnant.

„Seitdem alle Damen, für die ich eine heimliche Schwärmerei im Busen getragen, sich anderweit verheiratet haben — allerdings!“

„Das nenn' ich sich gewandt aus der Schlinge ziehen!“ lachte der Kommandeur.

Der Kaffee und die Liköre wurden serviert. Man nahm zwanglos an den kleinen Tischen Platz, die jüngeren Herren tranken im Stehen.

„Haben Sie mit tüchterreichen Familien viel Verkehr, Herr von Gattwitz?“ begann Graf Schaer dann wieder gutgelaunt. „Einige unserer jungen Herren möcht' ich nämlich wirklich, bevor ich sie in die Garnison heimführe, noch rasch unter die Haube bringen.“

„Seien Sie barmherzig, Herr Graf!“ rief Rango entsetzt.

Der Landrat lachte. „Bedaure unendlich. Heiratsfähige Töchter gibt's auf den nächsten Gütern leider gar nicht.“

„Ein gelobtes Land,“ warf Rango ein, „jetzt söhne ich mich mit allem aus — sogar mit meinem zu kurzen Bett in der ‚Goldenen Sonne‘.“

„Da ist Graf Schorella auf Rittergut Löbewethen,“ begann der Landrat aufzuzählen, „dann von Malwischke, der berühmte Pferdezüchter, auf Naujepönen, beide mit herrlichen Besitzungen, aber noch jung verheiratet . . .“

„Schorella — ist das der von den Dragonern?“ fragte Graf Schaer.

Der Landrat bejahte. „Er galt früher — na, es hört ja niemand aus dem Kreise — für eine gewaltige Feu-Matte.“

„Is er noch!“ sagte Rango. „Ich traf ihn auf meinem letzten Urlaub in Berlin.“

„Dann Oberförsters auf Uszninken. Sie ist übrigens eine Comtesse d'Hauneigh. Dann Willuhn und Baron Droste auf Budkojen . . .“

Rango von Altenklingen hatte das Meistischblatt aus dem blauen Überrock gezogen und gab sich den Anschein, als studiere er die Karte. „Löbewethen, Naujepönen, Uszninken, Budkojen — ich weiß nicht — diese herrlichen Namen erinnern mich da an eine Geschichte . . .“

Die Mehrzahl glaubte, er habe es wieder auf irgend einen kleinen Uk abgesehen. „An eine Geschichte?“

„Ja, aus dem Regiment.“

„Sie denken vielleicht an die Befreiungskriege,“ spottete Rappord, „da war 'mal 'was mit Turoggen.“

„Barmherziger! — Nee, nee, es war 'ne ganz berühmte Regimentssache. Ich sehe mich noch wie heute. Wir hatten da im Kasino die Karte vorjehragt — und studierten — und es war von nichts anderem die Rede als von . . . Uszninken war's nich. Naujepönen auch nich. Hmhmhymh.“

„Vielleicht Lasballen, Herr von Altenklingen?“ fragte



Winter. Nach dem Gemälde von G. Koch.
(Photogravure aus dem Verlag von Paul Sonntag in Berlin.)

die Landrätin. „Da wohnt der königliche Gestüttsdirektor, der demnächst nach Berlin wegzieht, ein früherer Ulan.“

„Aee, Lasballen war's schon gar nich. Da war's noch eher Naujepönen. Es ist gräßlich, wenn man so 'was erzählen will, und man findet und findet nicht . . . Richtig, jetzt hab' ich's: Säckingen mein' ich!“

„Säckingen ist doch nicht litauisch!“ rief Herr von Ithelfeld. Und einer der jüngeren Kameraden, der sich über den Oberleutnant gleichfalls lustig zu machen begann, meinte: „Säckingen liegt am Rheine. Das ist das, wo der Scheffelsche Trompeter herstammt.“

„Ich sagte nicht Säckingen, sondern Säckingen. Und das ist auch kein Ortsname, sondern ein Familienname.“

Frau von Bottlar hatte ihren Kaffee ausgetrunken, erhob sich jetzt und trat aufs Fenster zu. Da Altenklingen weitersprach, fiel es niemandem weiter auf. Nur Leutnant von Rappord, der dicht neben ihr stand, bemerkte, daß sich ihr Antlitz plötzlich leicht gerötet hatte.

„Ist Ihnen heiß, gnädige Frau? Soll ich die Verandathür öffnen?“ fragte er dienstbereit.

Sie wehrte rasch ab und zündete ihre Cigarette wieder an. Trotzdem sie mit dem Freiherrn noch ein paar Worte wechselte, entging ihr keine Silbe von dem, was drüben gesprochen wurde. Sie hatte als salongewandte Dame die Fähigkeit, an zwei Konversationen zugleich teilnehmen zu können.

„Aber natürlich, wenn Sie Säckingen meinen, den tollen Säckingen,“ half Graf Schaer dem Oberleutnant, „auf den müssen sich die Herren doch alle noch besinnen.“

„Er stand bei uns?“ fragte der Kommandeur. „Das muß vor meiner Zeit gewesen sein. Wie kommen Sie auf ihn, Altenklingen?“

„Er hat hier irgendwo jeendigt — in — in — ich suche noch immer auf der Karte . . .“

„Scherkehnen!“ fiel nun der Landrat lächelnd ein.

„Scherkehnen, richtig,“ rief der Oberleutnant, „ich hätte heute nacht kein Auge zuthun können, wenn Sie das erlösende Wort nicht gesprochen hätten, Herr von Gattwiß.“

Die umständlichen Vorbereitungen hatten die Neugier aller Anwesenden gesteigert.

„Was ist's mit dem Manne? Sie kennen ihn?“ fragte man den Landrat.

„Gewiß. Herr von Säckingen ist Bürgermeister von Scherkehnen.“

Rango atmete tief auf. „Ja, so 'was war's: Bürgermeister. Und wenn ich nicht irre: auch noch Standesbeamter und so!“

„Stimmt!“ riefen beide Landrats. „Bitte, erzählen Sie, Herr von Altenklingen.“

Der Kommandeur war noch ein wenig unruhig, weil er fürchtete, der Oberleutnant könne in seiner stets etwas burlesken Art eine Sache aufs Tapet bringen, die beim Regiment nicht im besten Andenken stand. Da nahm aber Graf Schaer, der mit dem Major inzwischen ein paar lustige Erinnerungen an den „tollen Säckingen“ herzlich belacht hatte, das Wort.

„Ja, es war die tollste Geschichte, die ich während meiner ganzen Dienstzeit erlebt habe. Ich war damals ältester Rittmeister, und Säckingen stand bei der ersten Schwadron als Leutnant. Damals sagte man noch ‚Sekonde‘. Gerad' sollte er den ersten Stern kriegen, da kam er um seinen Abschied ein, wegen nichts und wieder nichts.“

„Hm. Er hat aber doch mit Ehren abgeschnitten?“ warf der Oberst ein.

„Vollkommen. Wie gesagt, so 'was war noch nicht dagewesen. Graf Bönhoff hatte damals das Regiment. Er war außer sich. Ich höre ihn noch, wie er nach der Parole uns zusammennimmt und loswettert: ‚Meine Herren, ich begreife das einfach nich. Da steht mir einfach der Verstand stille.‘ Das war seine stehende Redensart. ‚Ein Reiter wie Säckingen, tadellosler Kerl, patente Aufmachung in jeder Form, jeut nich, trinkt nich, hat prima Konduite, keinen Knopp Schulden trotz mächtigstem Zuschuß, reitet wie der Teibel, sogar Majestät

vorjestellt gewesen, — und so 'was will nach grauem Cylinder und Regenschirm jreisen!‘ — Wir waren ja allerdings alle wie erschlagen. Aber es blieb dabei: Säckingen hatte sich verliebt, verlobt, wollte heiraten, sie hatte nicht, er hatte nicht, — na, und so verschaffte ihm der Kommandeur denn mit Hängen und Würgen noch den kleinen Posten da oben an der Grenze — und Säckingen ging ruhig zum Traualtare.“

„Es ist mir riesig interessant,“ sagte die Landrätin, „mal aus bester Quelle darüber zu hören. Als wir herkamen, klang uns das alles so mystisch . . . Man sprach sogar von einem Duell.“

„Ja, er hatte vorher 'mal 'ne kleine Pistolengeschichte gehabt. Aber die hing nicht damit zusammen.“

„Ich erinnere mich nun ganz genau, Herr Graf,“ fiel Rango wieder ein. „Das mag jetzt so sechs Jahre her sein. Er machte über Weihnachten seine drei Monate Festung auf Weichselmünde ab. Und schon als er zurückkam, — von Dulein, mit dem er sich geschossen hatte, war inzwischen versetzt worden, es war im Grunde 'ne harmlose Kasinogeschichte gewesen — da erschien er uns allen wie ausgewechselt. Nachher kam's auch heraus: auf Festungsurlaub hatte er sie kennen gelernt, in Danzig, eine Bürgerliche sonder Geld noch Namen, und da war's a tempo um ihr geschehn gewesen.“

„Ja, es war der reine Roman,“ bekräftigte Graf Schaer.

„Handelte sich's eigentlich um eine Frau?“ fragte Rappord. „Ich meine — hm — es war wohl eine Scheidungsgeschichte dabei oder so 'was?“

„Absolutent pas!! Das war ja gerade das Berrückte, daß es so — so fabelhaft normal war. Er liebte — und heiratete.“

„Großartig!“

„Bitte, bitte, erzählen Sie doch,“ drängte die Landrätin.

„Darum möchten wir eher Sie bitten, gnädige Frau,“ sagte Frommhagen, „denn Sie kennen seine Frau Gemahlin, und wir nicht.“

„Das muß ja eine wahre Sirene gewesen sein,“ meinte einer der jüngeren Herren aufatmend.

„Frau von Säckingen ist schön. Ja, sogar eine aparte Schönheit. Aber Sirene — nein. Sie leben übrigens beide sehr zurückgezogen.“

Der Kommandeur hatte kopfschüttelnd zugehört. „Also bloß eine sogenannte Liebesheirat? Ganz glatt? Warum blieb er dann nicht in der Reserve?“

Darüber wußte niemand Auskunft zu geben. Vermutlich hatte sich der ehemalige Kamerad einschränken müssen — oder er wollte in seiner jungen Bürgermeisterwürde nicht mehr den flotten Reiter spielen.

„Als Beamter führt sich Säckingen jedenfalls tadellos,“ sagte der Landrat, „ich kenne ihn jetzt doch über fünf Jahre. Ich hätte ihn gern in Verkehr gezogen — aber zu mehr als ein paar Besuchen wollte es nie so recht kommen.“

Frau von Bottlar war allmählich wieder näher getreten. „Wenn Sie von Säckingen sprechen — der hat auch in unserem Hause verkehrt, als er noch im Regiment stand.“

„In Ihrem Hause, gnädige Frau?“

„Ja, während meiner ersten Ehe. Mein Mann war Etatsmäßiger damals. Das war kurz — bevor ich Witwe wurde.“

„Und Sie entsinnen sich seiner noch gut?“

„Gewiß. Ein prächtiger Mensch. So wirklich 'was Ritterliches hatte er. Bloß — er verschwand dann so plötzlich und lautlos von der Bildfläche. Und hernach hörte man nie wieder von ihm.“

„Daß Du mir kein Wort davon gesagt hast, Kora!“ rief die Landrätin. „Ich hab' Dir doch sicher schon von Säckingen erzählt.“

„Möglich, Anuchen, aber da wußt' ich doch nicht, daß das unser Säckingen war.“

„Unser Säckingen!“ wiederholte Frommhagen. „Haben Sie gehört, Bottlar, was Ihre Frau Gemahlin gesagt hat?“

Die Frau des Adjutanten lachte. „Ja, das kann ich Ihnen offen gestehen: die Regimentsdamen haben damals alle für Seckingen geschwärmt, aber ohne Ausnahme.“

„Ich kannt' ihn ja leider nicht näher,“ ließ sich Rango wieder vernehmen. „Ich war zwar nur wenig jünger als er, aber so recht kamen wir nie zusammen. Entweder war er abkommandiert oder ich. Dann waren damals auch noch die beiden Schwadronen detachiert. Aber die Scene werd' ich nie vergessen, wie es da eines Tages im Kasino hieß: Scherkehnen, Bürgermeister — und Standesbeamter. Der tolle Seckingen, als Standesbeamter endigend, das war die ulkigste Vorstellung, die es für uns gab.“

„Und er ist glücklich geworden?“ fragte Frau von Bottlar nach einer kleinen Pause.

„Ich denke, ja,“ erwiderte der Landrat. „Familie ist freilich nicht da. Man sieht sie, wie gesagt, fast gar nicht. Sein Schwiegervater lebte früher bei ihm. Bis zu seinem Tode im letzten Frühjahr.“

„War das nicht ein Kapitän von der Handelsmarine?“ fragte Graf Schaer weiter, der sich mit dem Major wieder in allerlei Erinnerungen verseufzt hatte.

„Stimmt, Herr Graf. Wissen Sie was Näheres?“

„Ja, ich glaube, der bildete nämlich mit einem Hauptgrund, daß Seckingen damals quittierte. Wunderlicher alter Herr soll's gewesen sein. Aber die Tochter hing an ihm. Er brauchte wohl auch Pflege...“

„Allerdings,“ sagte der Landrat, „machte sich in den letzten Jahren eine Art — eh — Gemütskrankheit bei dem alten Herrn bemerkbar.“

Graf Schaer räusperte sich. „Möglich. Ich hörte: er habe etwas stark — hm — etwas starke Gewässer bevorzugt.“

„Das ist sehr elastisch ausgedrückt,“ meinte Frommhagen schmunzelnd.

„Meine Herren,“ sagte der Kommandeur sich erhebend, „ich vermute, daß die Damen ein wenig der Ruhe zu pflegen wünschen werden...“

Handküsse, Händeschütteln, Verbeugungen, Sporenklirren. Und man ließ Landrats allein.

Als Rango von Altenklingen über den Marktplatz schritt, von den bewundernden Blicken der Bevölkerung gefolgt, sagte er zu den Kameraden: „Wenn Sie glauben, daß mich tagsüber zehn Pferde in der elenden ‚Goldenen Sonne‘ festhalten können, dann sind Sie auf dem Holzwege, meine Herren.“

„Ob man einen Tempel baut?“ fragte Rappord.

„Mir würde ein Skat genügen,“ sagte der Graf, leicht sich dehnend.

„Oder lesen Sie 'n jutes Buch,“ rief Ihlesfeld.

„Machen Sie keine faulen Witze!“ Rango von Altenklingen ließ den Säbel hinter sich herschleifen und pißf leise vor sich hin. „Oder wissen Sie 'was, meine Herren? Ich hab' 'ne großartige Kateridee.“

„Hört, hört!“

„Steigen wir zu Rosse und reiten wir dem verfloffenen Seckingen vor die Bude.“

Rappord und der Graf reagierten nur fauer. Sie kannten den Herrn nicht, hatten bloß gelegentlich 'mal was von ihm gehört, sie wußten beide nicht, ob es taktvoll wäre, wenn sie ihn jetzt plötzlich mit überfielen.

„Aber Sie, Ihlesfeld, Sie haben doch sicher 'mal jeübt, so lang er noch der Unfrige war, wie?“

Der Reserveoffizier nickte gedankenvoll. „Seckingen, der tolle Seckingen, freilich, freilich, — mein Himmel, der ward einem ja immer als Modell erster Güte vorgeritten. Kapitalkerl und so. Und jetzt Burgemeester. 's ist nicht zu beboomölen. Hätten Sie gesagt, er hat 'n Nonnenkloster gesprengt — oder er hat übern Nordpol Parforce geritten — oder sonst 'was ganz Berrücktes, das hätte ich geglaubt. Aber Liebesheirat — und Scherkehnen — und Standesbeamter...“

„Ja, es is schamlos. Aber 'n fideles Huhn war er. Ich möcht'n zu jerne 'mal wieder besichtigen. Na, wie steht's,

meine Herren? Kommen Sie dreißt mit. Is doch immer noch 'n Stück Kamerad. Ihn freut's vielleicht — und für uns is es 'ne Lehre von wegen Liebesheirat und so.“

Sie lachten. „Liebesheirat is jut!“ sagte Rappord.

„Na, wenn's denn sein muß, laß ich den Fuchs satteln.“

„Dann reit' ich auch den Fuchs,“ entschied der junge Graf. „Bon. Also in 15 Minuten, meine Herren. Übrigens: auf sie, die Frau Zemahlin, bin ich gespannt wie ein Regenschirm. Muß ja ein komplettes Überweib sein.“

„Scherkehnen als Hörjelberg. Doch nich schlecht.“

„Aee, meine Herren, faule Witze dürfen Sie nicht machen. Wenn er bloß nich Standesbeamter wäre. Das ist furchtbar. Na — nous verrons. Auf Wiedersehen, meine Herren.“

„Auf Wiedersehen, Rango.“

2. Kapitel.

Scherkehnen lag gut zwei Meilen von der Kreisstadt entfernt, dicht an der russischen Grenze.

Zuerst kam man auf der mit Obstbäumen bepflanzten Chaussee an weit sich hindehnenden Stoppelfeldern vorüber. Ihlesfeld, der im Posenischen zu Hause war, erklärte als sachverständiger Rittergutsbesitzerssohn mit einigem Neid den Boden für fett und schwer, indessen wenig geeignet für Kartoffelbau. Woraus sich Rango von Altenklingen, wie er freimütig eingestand, aber nicht das Geringste machte. Man wechselte kilometerweise mit Trab und Schritt ab. Da es erst drei Uhr war und man bis zum Diner noch fast vier Stunden frei hatte, ward in dem hübschen Laubwald, der die Oberförsterei Uszuinken umgab, eine längere Strecke Schritt genommen. Draußen auf der Chaussee war die Septembersonne noch ganz erklecklich auf Kopf und Rücken fühlbar gewesen. Hier unterm schattenden Laub der mächtigen Eichen erholten sich Mensch und Tier rasch wieder. Die Reiter fanden sich noch immer in fröhlicher, fast übermütiger Stimmung. Dem Schwadronensältesten fielen allmählich allerhand Schmuuren wieder ein, die dem „tollen Seckingen“ zugeschrieben wurden; Rango wußte, wenn er bei Laune war, vorzüglich zu erzählen. Wo er nicht mehr weiter konnte, denn er hatte im ganzen ein recht mäßiges Gedächtnis, half Ihlesfeld aus. Der war auch damals im Kasino mit dabei gewesen, als es das Rencontre zwischen Seckingen und Dulein geseht hatte.

„Sie waren beide entschieden schon vorher gegen einander gereizt,“ meinte er, „sonst wären sie sich wegen einer solchen Lappalie nicht ernstlich in die Haare geraten.“

„Wie war's denn?“

„Ja, wie's angefangen hatte, das weiß ich heut auch nicht mehr. Es war beim Bowle-Einschenken. Wir beachteten es gar nicht, denn es fielen nur kleine Sticheleien. Dann bestand aber Seckingen plötzlich darauf, Dulein solle etwas revozieren. Thatsächlich bloß irgend eine ganz äußerliche Sache, die man sonst hundertmal sagt. Der that es nicht und machte eine rauhebeinige Andeutung, als ob Seckingen sich schon ein bißchen zu eingehend mit der Bowle beschäftigt habe. Na, das flog hin und her, und da mischte sich auch schon der Tischälteste ein, bat Seckingen in die Bibliothek und Dulein ins Kommandeurzimmer, jedem folgte ein Troß Getreuer, — und zehn Minuten später war die Forderung überbracht.“

Rappord zuckte die Achsel. „Na, das sieht doch 'n Blinder, daß das nicht von wegen Bowle-Einschenkens alleine war.“

„Vor dem Ehrenrat und im Protokoll kam nichts anderes zur Sprache.“

„Na ja,“ sagte Rappord. Und Rango meinte: „Also hat es sich höchst wahrscheinlich um 'ne Dame gehandelt. Was man Paukerei mit Diskretion nennt. Dulein kriegte damals Senge, soviel ich mich entsinne?“

Ihlesfeld nickte. „Streiffchuß am linken Oberarm. Die älteren Herren wären ja eigentlich mehr für Säbel gewesen, wie das so immer gewünscht wird von oben her. Aber das wollten sie beide nicht. Dulein schon gar nicht.“

Blumen im Schnee.

Schon winkt das Försterhaus herüber
Und fröhlich schritt ich sonst ihm zu.
Doch heut macht jeder Tritt mich trüber
In dieser winterlichen Ruh.
Bleich blinkt der Schnee, so weit ich sehe,
Und kalt und schneidend bläst der Wind.
Ich weiß, daß ich auf Gräbern gehe,
Die voll von toten Blumen sind.

Da stört ein Lachen lieb und leise
Aus dieser Trübheit mich hervor,
Und stäubend saust auf jäher Reise
Ein Schneeball mir vorbei am Ohr.

Ich blick' mich um, verwirrt, erschrocken.
Da blüht ein Wunder tief im Schnee.
Der eine Strauch trägt braune Locken
Statt brauner Blüten, wie ich seh! — —

Halloh, mein Kind! Du bist verraten,
Und läufst Du fort, ich fang' Dich doch!
Wenn meine Lippen Dir erst nahen,
Was scheert mich dann der Winter noch?!

Blühen kleine Blumen nur im Maien,
Blühen kleine Mädchen jetzt sogar!
Und wer mir lieber von den zweien
Mach' ich sofort Dir „mündlich“ klar . . .

Georg Busse-Palma.

Handelsverträge.

Von Professor M. Haushofer.

Staatsverträge, welche den Zweck haben, die Handelsbeziehungen zweier oder mehrerer Länder zu regeln, kommen schon in den Tagen des Altertums vor, auch im Mittelalter. Jene älteren Handelsverträge verfolgten aber andere Zwecke, als die modernen; sie waren entweder Verträge zur Abgrenzung von Interessensphären oder zur Herbeiführung vollständiger kommerzieller Ausnahmestellungen der vertragsschließenden Staaten. Das neuere Handelsvertragswesen knüpft sich dagegen an die Ausbildung des Zollwesens an. Je mehr die einzelnen Staaten, aus wirtschaftspolitischen oder finanziellen Gründen, anfangen, Ein- und Ausführverbote zu erlassen und durch Schutz- und Steuerzölle der Wareneinfuhr aus dem Auslande Schwierigkeiten zu bieten, um so mehr Veranlassung ergab sich auch, daß einzelne Staaten mit lebhaftem auswärtigem Handel sich bestreben, durch Verträge jene Schäden abzuwehren, die ihnen aus den Zolleinrichtungen anderer Staaten drohten.

Es lag dabei in der Natur der Dinge, daß bei solchen Verträgen jede Regierung darauf bedacht war, für ihren Staat möglichst günstige Vertragsbedingungen zu erhalten und möglichst geringe Zugeständnisse dafür machen zu müssen. Aber ohne alle eigenen Zugeständnisse waren Zugeständnisse von anderer Seite her nicht zu erlangen. Und so ging denn im Lauf der Zeiten das Bestreben immer mehr dahin, bei den Handelsverträgen den Wert von Leistung und Gegenleistung immer sorgfältiger abzuwägen. Hierzu ist eine möglichst eingehende Kenntnis der Produktions-, Handels- und Konsumtionsverhältnisse des eigenen Staates sowie des Mitkontrahenten erforderlich, und stets wird daher eine Hauptbedingung für das Zustandekommen günstiger Handelsverträge eine sorgfältige Produktions- und Handelsstatistik sein.

Handelsverträge werden gewöhnlich nur für eine bestimmte Dauer festgesetzt. Ist die Vertragszeit abgelaufen, so ist auch der Vertrag zu Ende, falls nicht in ihm selber eine Fortdauer — etwa mit einjährigen Kündigungsfristen — festgesetzt ist. Die Klausel des Weiterbestandes mit einjähriger Kündigung ist in neueren Handelsverträgen mehrfach vorgekommen. Je wichtiger überhaupt die Bestimmungen eines Handelsvertrages für das wirtschaftliche Leben eines Staates sind, um so wünschenswerter wird eine möglichst lange Dauer der Verträge. Denn die ganze, für den ausländischen Markt berechnete Produktion eines Landes, sei sie Industrie oder Rohproduktion, hat ja das höchste Interesse daran, daß ihr die mühsam eroberten Auslandsmärkte erhalten werden, was nur möglich ist, wenn die vom Auslande geforderten Zölle möglichst lange die gleichen bleiben. Eine beständige Veränderung der Zölle und Zolleinrichtungen zieht auch ein fortwährendes Schwanken der Handelsbeziehungen, einen ungleichen Absatz nach dem Auslande, eine dauernde Unsicherheit des ganzen wirtschaftlichen Lebens nach sich. Erleidet der Absatz nach außen Störungen, so werden nicht bloß die Exportgewerbe und der Exporthandel geschädigt, sondern da die bisher für das Ausland arbeitenden Produktionszweige nunmehr ihre Waren im Inlande abzusetzen trachten, muß auch eine Überschwemmung des einheimischen Marktes erfolgen.

Handelsverträge können sowohl mit freihändlerischen, als mit schutzzöllnerischen Absichten abgeschlossen werden. Der Gegensatz jener Handelspolitik, welche Handelsverträge abschließt, ist die „autonome“ Handelspolitik, d. h. diejenige, die sich nicht durch Handelsverträge binden, sondern in ihren, den Außenhandel betreffenden gesetzlichen Bestimmungen stets freie Hand wahren will. Jeder Staat ist auch ein bestimmtes Wirtschaftsgebiet für sich. Und er kann seine wirtschaftlichen Interessen entweder im Einvernehmen mit anderen Staaten, also auf dem Wege der Handelsvertragspolitik, oder ohne solches Einvernehmen auf dem Wege der autonomen Handelspolitik zu fördern suchen. Je mehr aber die internationale Arbeitsteilung und der internationale Handel sich entwickeln, um so schwieriger wird es, eine ganz autonome Handelspolitik zu treiben. Sie ist noch am leichtesten durchführbar für Staaten mit sehr großen Gebieten und sehr mannigfaltigen Produktionsfaktoren, wo also die Möglichkeit geboten ist, die

vielseitigste Produktion harmonisch zu entwickeln. Je mehr dagegen diese Möglichkeit fehlt, um so mehr ist ein Staat auf die Handelsvertragspolitik angewiesen.

Die äußere Handelspolitik eines Staates wird stets auch mit seiner ganzen auswärtigen Politik zusammenhängen. Erstere muß Rücksicht auf die letztere nehmen und umgekehrt. Daher werden es nicht immer bloß rein wirtschaftliche Interessen sein, welche den Abschluß und den Inhalt von Handelsverträgen beeinflussen. Es werden mitunter wirtschaftliche Interessen den politischen geopfert werden müssen; auch das Umgekehrte kann vorkommen.

Den bei weitem wichtigsten Inhalt der Handelsverträge bilden die Bestimmungen über die Zölle. Wenn in manchen Handelsverträgen die Bestimmungen enthalten ist, daß die beiden Vertragsparteien sich gegenseitig „volle Handelsfreiheit“ gestatten, so ist das eine bloße Redensart, welche nichts anderes bedeutet, als „ungehinderte Zulassung der Waren gegen Erlegung der festgesetzten Eingangszölle“. Zudem pflegen nicht selten schon in den Verträgen, die völlige Handelsfreiheit zulassen, doch Ausnahmen von diesem Grundfasse vorbehalten zu werden, Ausnahmen allerdings, die nicht handelspolitischen Ursprungs sind, sondern durch die Gesundheitspolizei, das Besteuerungsverfahren oder die Wehrpolitik veranlaßt werden können.

Eine besonders wichtige grundlegende Bestimmung in den Handelsverträgen ist die Meistbegünstigungsklausel, d. h. die Bestimmung, daß die Angehörigen, Waren und Schiffe des einen Vertragsstaates vom anderen Staate nicht ungünstiger behandelt werden dürfen, als die Angehörigen, Waren und Schiffe irgend eines anderen Staates. Diese Klausel kann auch in positiver Form ausgedrückt werden, indem ein Vertragsstaat dem anderen die Zusicherung gibt, ihm jede Begünstigung oder Zollermäßigung zuzugestehen, die er anderen Staaten gewährt hat oder noch gewähren wird. Auch von dieser Meistbegünstigung können in den Verträgen selbst wieder Ausnahmen gemacht werden, in Bezug auf bestimmte Gegenstände, Verkehrsmittel oder Verkehrsgebiete. Auch kann die Meistbegünstigung entweder bedingungslos oder gegen bestimmte Gegenleistungen zugesichert werden. Eine durchaus gleichmäßige Ausgestaltung der Meistbegünstigung entspricht nicht der Mannigfaltigkeit der Handelsbeziehungen. Insbesondere ist wohl Ursache geboten, die Nachbarstaaten bei der Meistbegünstigung anders zu behandeln, als die entfernteren liegenden Staaten. Unter Meistbegünstigungsverträgen versteht man jene Handelsverträge, welche bezüglich des Zollwesens nichts enthalten, als die Klausel der Meistbegünstigung, und deren Inhalt daher nicht durch sie selbst, sondern erst durch die mit anderen Staaten abgeschlossenen Verträge gegeben wird.

Mehr in die Einzelheiten der wirtschaftlichen Beziehungen gehen die Tarifverträge ein, d. h. jene Verträge, in welchen Zolltarife enthalten sind, durch die entweder bestimmte Zollermäßigungen bewirkt oder Zollserhöhungen verhindert werden sollen. Durch die Tarifverträge will jeder Staat seine Ausfuhrgelegenheit möglichst günstig gestalten, feste wirtschaftliche Zustände schaffen. Vorteile aber lassen sich dabei meistens nur gegen Gewährung anderer Vorteile erreichen, die wiederum durch gewisse zu bringende Opfer bedingt sind. Es handelt sich daher für jeden Staat darum, die vertragsmäßig zu erzielenden Vorteile mit den vertragsmäßig dafür zu bringenden Opfern möglichst genau zu würdigen. Da die Opfer in der Regel von anderen wirtschaftlichen Klassen gebracht werden müssen, als von denen, welchen die Vorteile zufließen, ist es erklärlich, daß beim Abschlusse solcher Tarifverträge häufig die Interessen verschiedener wirtschaftlicher Klassen oder Erwerbszweige sich gegenüberstehen, manchmal mit äußerster Schroffheit.

In neuerer Zeit kommen bei den Tarifverträgen Maximal- und Minimaltarife vor. Hierbei umfaßt der Maximaltarif die höchsten Zollsätze, die ein Staat selbständig aufgestellt hat, der Minimaltarif dagegen jene niedrigsten Zollsätze, welche als Zugeständnis durch Handelsverträge gewährt werden können. Der Maximaltarif gilt

demnach für den Verkehr mit solchen Staaten, mit denen keine Handelsverträge geschlossen werden, die Minimalsätze dagegen können Vertragsstaaten zugestanden werden.

Neben der Höhe der Zollsätze können die Vertragsbestimmungen auch gewisse Erleichterungen des Grenzverkehrs, des Markt- und Meßverkehrs regeln. Sie können auch die Unzulässigkeit gewisser Ausführvergütungen festsetzen oder Maßregeln zur Bekämpfung des Schleichhandels bestimmen.

Wichtige Festsetzungen der Verträge können sich auch auf die Befugnisse der Landesangehörigen zum Handel und Gewerbe und zur Niederlassung erstrecken. In dieser Hinsicht ist namentlich die „Kaufel der Gleichstellung mit den Zuländern“ erwähnenswert.

Endlich können vertragsmäßig auch Schiedsgerichte für bestimmte Streitfälle in Aussicht genommen werden. Es können die Handelsverträge auch Bestimmungen über Schifffahrt, Zulassung von Schiffen, Schiffsabgaben, über den Eisenbahnverkehr, über die Behandlung von Handelsreisenden, über sanitäts- und veterinärpolizeiliche Grenzmaßregeln, über konsularische Vertretung enthalten. Und mit diesem ist der mögliche Inhalt von Handelsverträgen keineswegs abgeschlossen.

Man kann wohl sagen, daß die steigende wirtschaftspolitische Bedeutung der Handelsverträge anhebt mit dem 1703 zwischen England und Portugal abgeschlossenen „Methuenvertrag“, durch welchen England seinen Industriewaren den portugiesischen Markt eröffnete. Ähnliche Verträge folgten im XVIII. Jahrhundert. In den ersten zwei Dritteln des XIX. Jahrhunderts waren die Handelsverträge mehr und mehr von freihändlerischem Geiste befeuert.

Ein bedeutender Umschwung trat in den siebziger Jahren ein, hervorgerufen zum Teile durch die lang nachwirkende volkswirtschaftliche Krisis des Jahres 1873, zum Teile durch die Überschwemmung des europäischen Marktes mit auswärtigen landwirtschaftlichen Rohstoffen, zum Teile durch das Bedürfnis der Staatsfinanzen nach höheren Zolleinnahmen. Unter dem Druck dieser Faktoren gestalteten 1878 und 1879 Österreich und Deutschland ihre Zolltarife im Sinne von Zollerhöhungen, und die Handelsverträge folgten dieser Richtung. Die europäischen Industriestaaten, immer weniger im Stande, ihre wachsende Bevölkerung anders zu ernähren, als durch steigende Nahrungsmittelfuhr und durch zunehmende Ausfuhr von Industriewaren, sahen sich indessen bald immer stärker genötigt, auf eine autonome Zollgesetzgebung zu verzichten und durch Handelsverträge ihren exportfähigen Produktionszweigen möglichst günstige Absatzbedingungen nach außen hin zu schaffen. Die wichtigsten dieser Verträge wurden in den Jahren 1891—1894 geschlossen; es beteiligten sich an ihnen vor allem Deutschland, Österreich-Ungarn, Belgien, die Schweiz und Italien; daher auch die Bezeichnung „mitteleuropäische“ Handelsverträge. Bei der Errichtung der Handelsverträge zwischen Deutschland, Österreich und Italien waren auch politische Rücksichten — die Erhaltung des Dreibundes — stark ausschlaggebend. Handelspolitisch verfolgten diese Verträge das Ziel einer maßvollen Schutz-

politik mit dem Endziel, möglichst dauernde Wirtschaftsbedingungen zu schaffen. Das Deutsche Reich insbesondere schloß seine Handelsverträge (auf zwölf Jahre) mit Österreich, Italien, Belgien und der Schweiz im Jahre 1891 ab. 1892 und 1893 wurden weitere Verträge mit Spanien und Rumänien angebahnt, konnten aber bezüglich Spaniens nicht ausreifen. Hochwichtig ward nunmehr die Frage eines Handelsvertrags mit Rußland. Da schon mehrere Getreide-Exportländer ihr Getreide zu ermäßigten Zöllen nach Deutschland einführen durften, erlitten die Aufrechterhaltung höherer Getreidezölle gegen die Einfuhr aus Rußland nicht mehr als ausreichender Schutz der deutschen Landwirtschaft, und die deutsche Reichsregierung war daher geneigt, Rußland leichtere Einfuhrbedingungen zu gestatten, falls Rußland Gegenleistungen machte durch Erleichterung der Einfuhr deutscher Industriewaren in russisches Gebiet. Rußland war jedoch zunächst zu solchen Gegenleistungen nicht bereit, sondern begann einen Zollkrieg gegen Deutschland, indem es die Zölle auf deutsche Waren erheblich steigerte. Das Deutsche Reich antwortete 1893 durch Zollerhöhungen auf russische Exportwaren, denen wiederum Rußland weitere Erhöhungen entgegenstellte. Durch diese Maßregeln wurde der Export der deutschen Industrie nach Rußland schwer geschädigt; die deutsche Ausfuhr dahin ging in erschreckendem Maße zurück. Die deutsche Landwirtschaft aber hatte von dem hohen Zolle, der auf die Einfuhr von russischem Getreide gelegt war, keinen Vorteil, weil Deutschland mit billigem Getreide aus anderen Ländern überschwemmt ward. Es gelang endlich im Jahre 1894 durch Abschluß des deutsch-russischen Handelsvertrags den unheilvollen Zollkrieg zu beendigen. Durch diesen Vertrag, der bis 1903 Geltung hat, machten Deutschland und Rußland sich erhebliche Zugeständnisse. Dieselben hatten zur Folge, daß nunmehr die deutschen Exportindustrien wieder mit den übrigen Nationen in Rußland konkurrieren konnten. Die deutsche Ausfuhr nach Rußland, die 1893 infolge des Zollkriegs auf 184 Mill. Mk. zurückgegangen war, hob sich 1896 schon wieder auf 364 Mill., 1899 auf 436 Mill. — sicherlich ein glänzender Erfolg. Nach dem mit Rußland abgeschlossenen Vertrage trat das Reich noch in Vertragsbeziehungen zu Japan (1896).

Da die für Deutschlands Wirtschaftsleben wichtigsten Handelsverträge mit dem Jahre 1903 ablaufen, steht die Nation nunmehr vor der einschneidenden Frage einer Erneuerung der Verträge. Hochwichtige Interessen stehen dabei auf dem Spiele: die Interessen der Landwirtschaft, welche eine Erschwerung der Getreide-Einfuhr nach Deutschland dringend begehrt; andererseits die Interessen der deutschen Exportindustrie, welche notwendig einer stetigen und günstigen Ausfuhrgelegenheit bedarf. Vollständig solche entgegengesetzte Interessen zu versöhnen wird nie möglich sein. Aber eine halbwegs zur Versöhnung und zum beiderseitigen Ausgleich führende Lösung der Handelsvertragsfrage liegt im Interesse der ganzen Nation und ist die schwere Aufgabe, welche der Reichstag, die Reichsregierung und die deutsche Diplomatie nunmehr zu lösen haben.

„Endlich Seemann!“

Aus den Briefen eines Seekadetten an Bord mitgeteilt durch Fr. Frhr. von Dincklage. Mit zehn Abbildungen.

Kiel, den 4. Mai.

Seit drei Tagen sind wir an Bord S. M. S. „Charlotte“ — dreiunddreißig meiner Kameraden und ich — Gott sei Dank — endlich sind wir Seeleute! Wißt Ihr, lieben Eltern, was das sagen will, der schönen, herrlichen, deutschen Marine anzugehören — wirklich — nicht nur so äußerlich, wie etwa die Lichterfelder Kadetten, die noch gar nicht zur Armee zählen, Soldaten sind! Ich — Euer Sohn Franz — rechne wirklich zu den Personen des Soldatenstandes mit Gemeinenrang und beziehe wirkliche Löhnung — kein Taschengeld — selbstverdiente Löhnung — 40,50 monatlich, einschließlich Kleidergeld! Dazu freie Wohnung an Bord und noch monatlich 15 Mark Verpflegungszuschuß, ab-

gesehen von den 40 Mark Zulage von Dir, lieber Vater! D — ich bin so stolz, wenn ich bedenke, daß unser Fritz — als Referendar und ältester Bruder, noch gar nichts verdient! Ach, sagt ihm doch, wie ich ihn bedaure! Aber ich wollte Euch ja erzählen, wie alles verlief — seit ich Euch verließ.

Seit den schlimmen Tagen vorm Examen (— eigentlich war's nur eine Spielerei und gar nicht schwer, — d. h. nachdem ich es bestanden —) also seit dem Examen bin ich ein ganz anderer Mann geworden. Zwar — — nun, die ersten vier Wochen, während wir da in der Deckoffizierschule einquartiert lagen und durch Unteroffiziere vom Seebatillon infanteristisch ausgebildet wurden — so oberflächlich vorläufig,

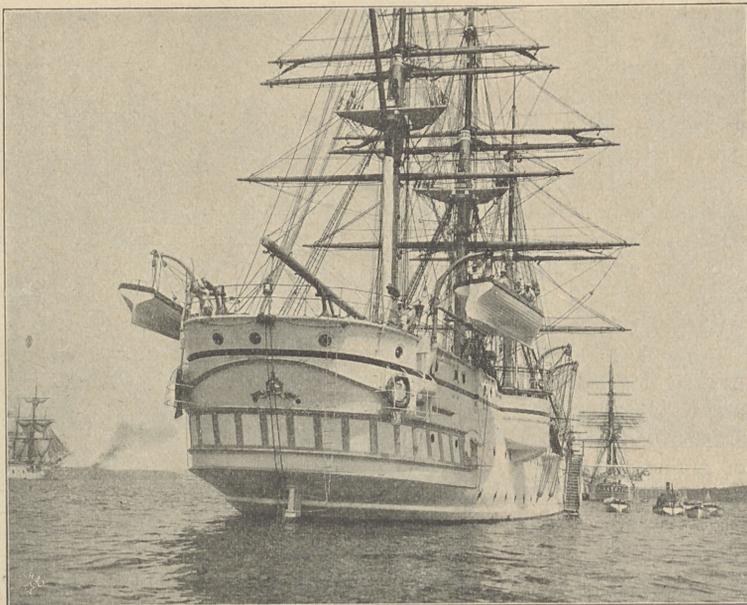


Abb. 1. S. M. S. „Charlotte“. Nach einer Aufnahme von A. Renard-Kiel.

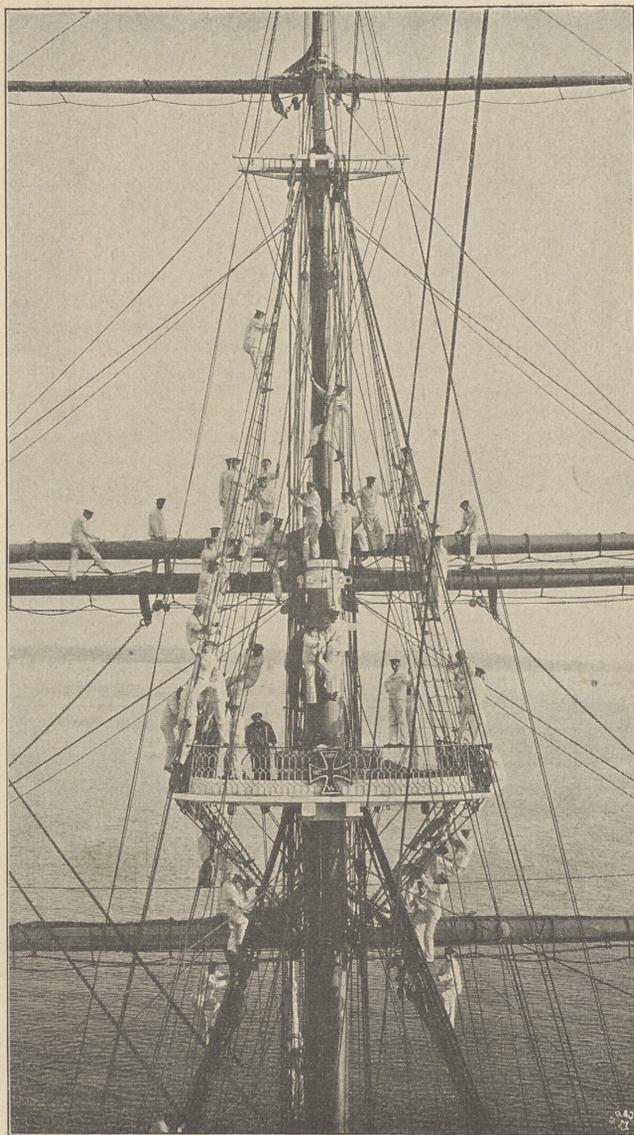


Abb. 2. Entern auf S. M. S. „Charlotte“. (Kadetten und Schiffsjungen.) Nach einer Aufnahme von A. Renard-Kiel.

um wenigstens nicht ganz ohne Anstand die Planken zu betreten — die wurden etwas lang — Fußexerzieren, Honeurmachen, Maßnahmenlassen, Einkleidung, Gewehrgriffe zc. Selbstverständlich waren wir in der ersten Zeit noch ‚unmöglich‘ für Spaziergänge in die Stadt und doch — ach wie gern wäre ich mit meinem schönen, blanken Dolch am blauen Koppel hinausgewandert — gleich am ersten Tage! Und als endlich der militärische Anstand so weit erreicht war, daß wir hinausgelassen wurden — Sonntags nachmittags — da sah uns kaum je-mand an auf der Straße, hier in Kiel! Empörend! In Potsdam ist das anders! Natürlich fuhren wir alle heran an die ‚Charlotte‘ in Mietsbooten — heran an den Schauplatz künftiger Thaten. Majestätisch — jungfräulich weiß — lag sie ruhig da mit ihren hochragenden Masten, mit den mächtigen Raaen — so viel schöner wie alle die graublauen, düsteren Panzer und Kreuzer, an denen wir vorüber kamen. Freilich, die ‚Herren‘ vorjähriger Crew, die nun auf der Marineschule sind und nach bestandnem Examen Fähnrichs zur See wurden, die sprechen vom ‚Knüppelfahn‘, der Raaen wegen, sind froh, daß sie ‚herunter‘ sind von der ‚schwimmenden Penne‘, auf der sie ein Jahr zubrachten! Als ob nicht gerade in der hohen Takelage, in den Segeln, ein Stück Seefahrerpoesie erhalten geblieben wäre! O, liebe Eltern, ich bin glücklich, nun endlich hier zu sein auf

dem schönsten Schiffe der Welt, und am liebsten möchten wir alle sogleich Anker auf gehen, absegeln — nach Afrika! Aber — vorläufig hat's damit noch Weile. Was alles muß da zuvor noch gelernt werden! Um Euch nun eine kurze Schilderung unserer Thätigkeit bieten zu können, füge ich einige Bilder bei.

Da ist zuerst S. M. S. „Charlotte“ von ‚achtern‘ aufgenommen — Heckansicht (Abb. 1). Da erkennt Ihr den letzten von den drei Masten — den ‚Kreuzmast‘, ‚Kreuztopp‘, der bildet das Feld unserer seemannischen Thätigkeit, den werden wir Kadetten bedienen, bei Segelmanövern wie Paraden. Er hat vier Raaen, von denen man die oberste, die Kreuz-Bram-raa nicht sieht. Darunter erkennt Ihr die beiden Marsraaen und ganz unten die Bagienraa, die kein Segel trägt. Wir haben dafür den Besan, ein großes Schraffsegel, dessen Baum und Gaffel das Bild zeigt. Vorläufig segeln wir aber noch nicht, denn zuerst müssen wir klettern lernen — ‚entern‘ nennt man das bei uns! Das ist anfangs eine angreifende Arbeit, und man fühlt's in den Muskeln wie nach den ersten Eis-tagen auf dem Heiligensee bei Potsdam. Aber schön ist's doch, so auf der Jakobsleiter, dicht unterhalb der Reeling, der das Deck umgebenden Bordwand, bereit zu stehen bis das Kommando ertönt: „Entern auf!“, und dann sich hinein zu schwingen in die ‚Banten‘, an den ‚Webeleinen‘ (Strickleitern sagt man, wenn man's nicht kennt!) empor zu klimmen bis zum ‚Kreuzmars‘. Um hinaufzukommen auf diese Plattform, bei der sich Kreuzmast und Kreuzmarsstenge an einander setzen, muß man die ‚Püttings‘ passieren und dabei unter den Webeleinen hängen. Betrachtet das zweite Bild, es zeigt Euch das Entern. Wo das eiserne Kreuz angebracht ist, — das nennt man ‚Mars‘. Weiter geht's dann, — hinauf an den Stengewanten — den ‚Strickleitern‘, die das Bild zeigt — bis zur Kreuzbramsaling, bei der Marsstenge und Bramstenge zusammengefügt sind. Will man noch höher hinauf, bis zum Flaggknopf, dann muß man klettern, denn die Bramwanten sind nicht ‚ausgewebt‘. Aber oben war ich doch schon — es war eine himmlische Aussicht. Entert man nun an steuerbord (rechts) hinauf zur Bramsaling und entert an backbord (links) nieder, so ist man ‚über den Topp‘ geentert, und je schneller man diese Arbeit vollzieht — um so besser. Jeder Morgendienst beginnt mit Entern, und erst, wenn man es erreicht hat, innerhalb weniger Minuten (1 Minute 30 Sekunden Kreuztopp, 1 Min. 40 Sek. Groß- und Vortopp) mit affenartiger Geschwindigkeit über alle drei Toppen zu entern, kann der Kadetten-Offizier von der täglichen Enternübung dispensieren — man ist dann Freienterer. Dies hat einen großen Vorteil, denn erst nach dem Entern gibt's Kaffee und Butterbrot (viele meiner Kameraden verzehrten in der ersten Zeit zehn bis

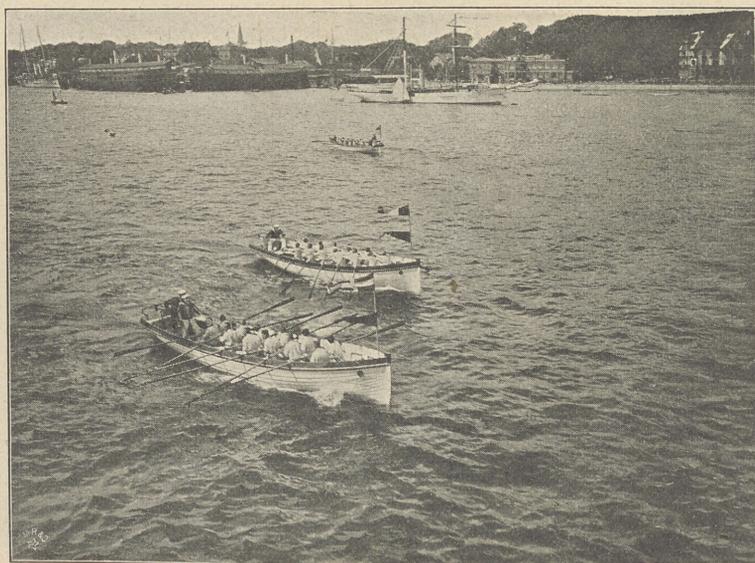
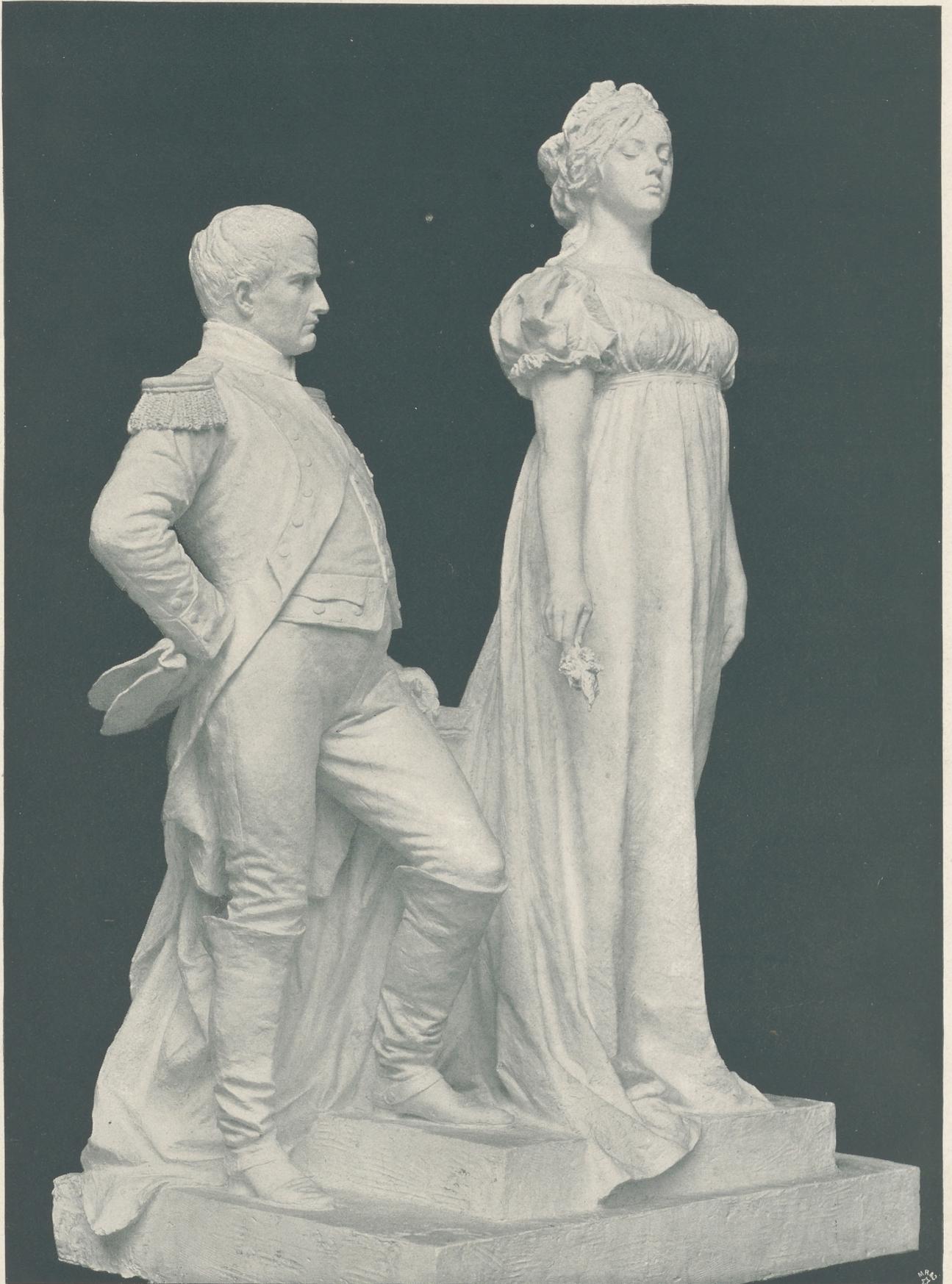


Abb. 3. Erstes Wettrudern der Kadetten. Nach einer Aufnahme von A. Renard-Kiel.



Königin Luise und Napoleon I. Von G. Eberlein.



zwölf recht respectable Brötchen nach dieser Arbeit) und — wer zuerst da ist, mahlt zuerst. Ich werde mich im Entern schon heranzhalten, habe auch das „Ausliegen“ auf den Raanen schon geübt. Auf dem zweiten Bilde seht Ihr unter den Raanen schon gespannt — das sind unsere „Pferde“, auf denen wir stehen beim Losmachen, beim Festmachen der Segel, auf denen wir „ausliegen“ bis zur „Kaanof“. Die zwei Marsraanen über einander sind eine von der Handelsmarine übernommene Neuerung — bisher hatten Kriegsschiffe ungeteilte Marssegel, da war die Bedienung schwerer.

Ihr werdet es begreiflich finden, daß ich da unwillkürlich sogleich in den praktisch seemannischen Teil der „Routine“ hineingekommen bin, obgleich diese für uns Kadetten ein gut Teil anderer Tätigkeit umfaßt. „Routine?“ werdet Ihr fragen. Nun, das ist ein am Lande unverständlicher Ausdruck, wie es deren so viele gibt — bei uns. „Routine“ ist im Grunde alles das, worin wir Seekadetten noch keine Routine haben. Die Routine ist ein Stundenplan, jede Tätigkeit an Bord genau feststellend und regelnd — vom „Zurren der Hängematten“ bis zum letzten „Pfeifen und Lunten aus!“ Nach der „Routine“ werden wir morgens „gepurrt“, d. h. gebeten, unsere schwebende Lage in den Hängematten aufzugeben, nach der „Routine“ wird geentert, gefrühstückt, exerziert, gemustert, gegessen, instruiert, und routinegemäß hängen wir uns jeden Abend auf — d. h. nachdem wir Hängematten empfangen. Haben gibt es ja dazu zwischen allen Decksbalken an Bord. O, man schläft so köstlich nach des Tages Arbeit in seinem Seemannsbette! Nur zu kurz ist die Zeit! Aber — rasch Schluß für heute, nächsten Sonntag mehr — eben tönt an Deck das Kommando: „Alar zur Kirche!“, und — da klingt auch schon die Pfeife des Bootsmannsmaaten, ruft uns auf das Achterdeck (nur bei sehr schlechtem Wetter in die Batterie) — zum Gottesdienst.

Hundert Grüße von Eurem gehorsamen

Sohne Franz.

Ps. Wenn Else ihre Freundin Anna sieht, mag sie sagen, es ginge ihrem Bruder, meinem Kameraden, gut, und — ich ließe grüßen.

Kiel, den 18. Mai.

Ja, wenn Ihr doch sehen könntet, was wir alles gelernt haben in den vierzehn Tagen! Seht Euch das Bildchen (Abb. 3) an, das ich mitschicke. Das sind Charlotte-Kutter, die Ihr da erblickt, und die da drin „pullen“ — das sind wir! Könnt Ihr den am Schlagruder — Steuerbords im vordersten Boote — erkennen? Das bin ich, Franz von Unver-



Abb. 4. Splissen- und Knoten-Unterricht der Kadetten.
Nach einer Aufnahme von A. Renard-Kiel.

zagt, Euer Sohn. Nur selten hauen wir uns noch in die Riemen, und unsere Hände sind schon innen mit Hornhaut bedeckt — gut, daß mich so Anna von Wellmann nicht sieht, sie würde am Ende erschrecken.

Auf dem Bildchen hielten wir unsere erste kleine Regatta ab, der Kommandant sah von Bord aus zu. Wir

haben natürlich gesiegt — mein Boot — haben aber auch einen vortrefflichen Bootsteuerer, der uns ununterbrochen anfeuerte: „Jungens, laßt nicht nach — holt die Lose durch — noch ein Pull — noch einmal — für den Kommandanten und diesmal für Seine Majestät — nur noch ein paar Bootslängen — pull aus — zugleich, zu—gleich —



Abb. 5. Unterricht der Kadetten am Maschinengewehr.
Nach einer Aufnahme von A. Renard-Kiel.

und noch einmal — die anderen kommen auf!“ „Hurra!“ „Riemen hoch,“ rief er dann, und — wir hatten gewonnen. Natürlich Freigrog für unsern Bootsteuerer und eine Aufmunterung für uns aus der Weinlast der Kadettenmesse — ich darf wohl bitten, mir eine kleine Extrazulage zu gewähren — ganz nach Diskretion, denn ich merke, daß auch so bedeutende Einkünfte, wie ich sie beziehe, schwinden, gleich aller irdischen Macht und Größe. Übrigens habe ich nun auch meine letzten ordonanzmäßigen Ausrüstungsstücke erhalten.

Es schien mir zuerst unmöglich, das alles in meinem Schrank in der Messe zu verstauen, aber nun geht's doch. Ja, die Messe — darüber schrieb ich noch nicht, und doch ist's unser eins und alles — Speisesaal, Salon, Rauchzimmer, Hörsaal, Schlaffaal. Aber behaglich und nett ist's doch, und wir leben vortrefflich. Im Messavorstand ist ein Kadett der vorigen Crew, der es vorzog, noch ein Jahr zu warten mit Anlegung des Portepes und der silbernen Achselchnur der Fährriehs zur See — der kennt die Sache schon — er ist übrigens ein netter Mensch, dem nur das Examinieren nicht angeboren wurde. Er ist „über Stag“ gegangen, wie wir Seeleute sagen, und muß noch einen ferneren „Schlag machen“. Was denn die Routine alles fordert, fragt Ihr in Eurem Briefe? Ich will Euch das nach und nach bildlich vorstellen — Wellmann, Annas Bruder, ist ein vortrefflicher Photograph und wird das machen. Heute zeige ich Euch die Kadettencrew an Bord der „Charlotte“ beim Unterrichts im „Splissen und Knoten“ d. h. der Zusammenfügung von zerrissenem Tauwerk und der Herstellung von allerlei „Staks“ — wie wir das nennen (Abb. 4). Hat z. B. ein Mann an einer gefährlichen Stelle zu arbeiten, so wird ihm ein „Pahlstak mitgegeben“, d. h. er wird mit dem so benannten Knoten an einem Tauende, etwa einem Jollentau, festgebunden. Auf dem Bildchen seht Ihr den Oberleutnant zur See u., unseren Lehrer in der Seemannschaft, damit beschäftigt, unserer Wissenschaft aufzuhelfen. Der Boots-

mannsmaat, der ihn dabei unterstützt, ist derselbe, der unseren Kutter steuerte — vergiß nicht die Zulage, lieber Papa! Nicht wahr, der Mann hat ein nettes Gesicht? Übrigens könnt Ihr die Kadetten an Bord immer an den schottischen Mützen erkennen — wir haben deren zwei — sag' das doch auch an Schwester Else und an Fräulein Anna. Der am

Flügel — vorn — bin ich. Der praktische Unterricht wird, wenn möglich, im Freien abgehalten — auf dem Achterdeck, der Campagne, die sonst außerordentlich nur von Offizieren betreten werden darf, wie überhaupt das ganze Deck hinter dem Großmast, dem mittleren, den Offizieren reserviert bleibt.

Nur wir Kadetten dürfen zwischen Großmast und Campagne backbords uns aufhalten. Dort halten wir denn auch unsere Spiele ab und machen's uns auf dem Deck bequem. Das thut man an Bord auch gelegentlich während des theoretischen Unterrichtes — Landkadetten werden erstaunt sein, wenn Ihr das Bildchen vom Unterrichtsricht am Maschinengewehr zeigt (Abb. 5). Fragt doch Fräulein Anna, ob sie mich heraus kennt!?

Auch das Fechten und das Fußexerzieren beim Oberleutnant vom 1. Seebataillon wird auf dem Achterdeck abgehalten und das schreckliche 'Griffeklopfen'. Na überhaupt — ich glaube, zum Infanteristen hätte ich nicht gepaßt! Wir von der Marine sind doch nicht annähernd so penibel, wie die 85er (so heißt bei uns die gesamte Armee) — — —

Kiel, 20. Juni.

Das war ein Tag! Schon seit Wochen wurden wir darauf hingewiesen, daß der Kaiser käme. Wir würden auch vielleicht nicht wieder auf unseren Ankerplatz zurückgekehrt sein (wir Kadetten wenigstens sind im Segelexerzieren schon ganz tipp-topp, und unfertwegen könnten wir schon einen Sturm in der Biscaya durchhalten) — aber die Kieler Woche stand bevor, und der Kaiser wurde erwartet. Und nun ist's geschehen — wir haben vor dem Kaiser paradiert. Ich schicke Euch eine Aufnahme von einer der Vorübungen (Abb. 6), auf der man von unserem Topp allerdings nur die Kadetten erkennt, die auf dem „Besansbaum“ ihren Platz fanden — ich selbst stand auf der Kreuzbramraa, die nicht auf das Bild kam. Die Mannschaften auf den Raanen des Groß- und Vortopp sind Schiffszungen und Matrosen. Das andere Bild aber, das S. M. S. „Charlotte“ während der Parade und salutierend darstellt (Abb. 7), zeigt Euch unsere Vordercrew, auf Bagienraa, Kreuzobermarsraa, Kreuzbramraa und Besansbaum

verteilt. Da oben, der Äußerste auf der Backbordnock der Kreuzbramraa — das bin ich! Es war zu schön, als der Kaiser mit seiner weißen „Hohenzollern“ nahe und alle die vielen Schiffe einen Salut von 33 Schuß feuerten. Ich sah den Kaiser auf der Kommandobrücke — er sah auch zu uns hinauf und grüßte.

War das herrlich! O, ich bin so stolz auf meinen schönen Beruf! Ich mußte mich am „Strecktau“ festhalten, so freudig bewegte mich diese erste Parade! Abends machten wir natürlich in unserer Meß eine Extra-Paradebowl. Auch das frohe Zusammensein mit den Kameraden war schön, und die Aussicht, nun bald in See zu kommen — hinaus aus dem „Binnenwasser“ der Ostsee, begeisterte uns! Vielleicht bewilligt Du, lieber Vater, für diese erhebende Feier eine Extrazulage!

An Bord S. M. S.

„Charlotte“

(Capverdische Inseln in Sicht), 24. Dezbr.

Und nun werdet Ihr erstaunt auf die beiden Bilder (Abb. 8 u. 9) blicken, die mit meinem Briefe — wohl erst in Togo zur Beförderung gelangen werden. Sie stammen aus der Camera von Annas Bruder — (bitte, zeigt ihr doch die Bilder — sagt ihr, der Schwarze vorn rechts, das sei ich!) — und stellen den „Überallerhöchsten Besuch des Meergottes Neptun“ an Bord unseres Schiffes dar — zum Zwecke der Aufnahme aller derjenigen unter Seinen Schutz, die noch nicht die Linie passiert hatten. Seine Übermajestät hatten auf drahtlose Anfrage durch Stabi-Arco-Apparat aus alleruntertiefst Ihrem Meerschloße zu befehlen geruht, schon am Wendekreise Ihren höchsten Besuch zu erwarten und das Nötige für den Empfang vorzubereiten. Na, das mochte denn wohl auch geschehen sein. Schon am Abend vor dem mutmaßlichen Passieren des Wendekreises erschien plötzlich ein leuchtendes Fahrzeug längsseits — es sah einer brennenden Teertonne auf ein Haar ähnlich — und eine mächtige, heisere Baßstimme ließ von außenbords ein furchtbares „Ship ahoi!“ ertönen. Von der Kommandobrücke gab der erste Offizier die Auskunft über Schiff und Reiseziel und folgte dann dem

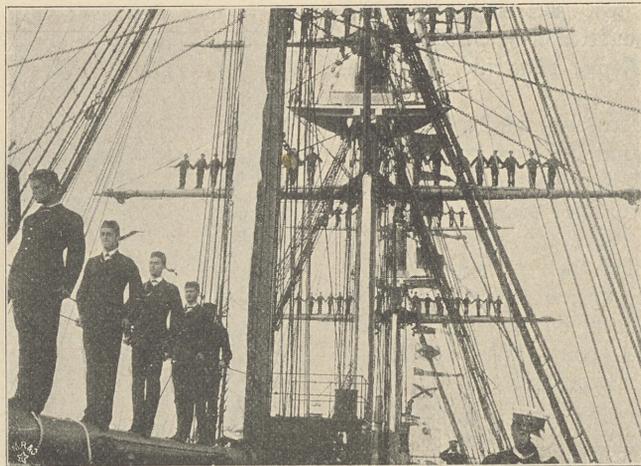


Abb. 6. Aufstellung von Kadetten zur Parade auf dem Besansbaum.
Nach einer Aufnahme von A. Renard-Kiel.

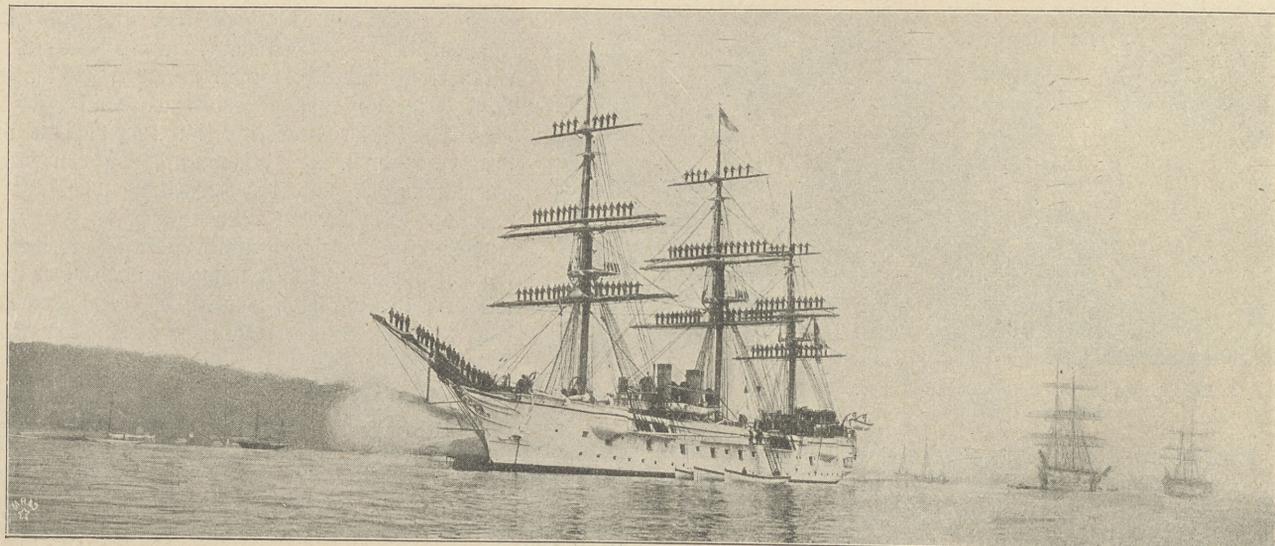


Abb. 7. Paradiere S. M. S. „Charlotte“ (im Kreuztopp die Kadetten).
Nach einer Aufnahme von A. Renard-Kiel.



Abb. 8. Seine Überallerhöchste Majestät, Gott Neptun mit Gemahlin und Hofstaat.

brüsk ausgerufenen Befehle von draußen: „Weidrehen!“ Die Segel des Vortopp wurden „backgebraßt“, und nachdem sechs Fallreepsgäste gepfeifen „für Seine Überexzellenz Triton, Admiral und Chef des Marinekabinetts Seiner Überaller-Majestät des Meerergottes Neptun“ betrat der Erwartete durch das Fallreep das Deck und meldete in echt hinterpommerschem Dialekt das morgige Eintreffen seines Über-Untergottes. Endlich wird er fort-komplimentiert mit denselben Ehren, mit denen er empfangen war, nur — hörte man leise den ersten Offizier dem Bootsmann zuflüstern: „Geben Sie ihm einen Pahlsteck — der Kerl veräußt uns sonst am Ende noch!“ Wo er blieb — niemand durfte es wissen. Jedenfalls stand er schon am kommenden Tage bald nach Flaggenparade auf der Kommandobrücke, angethan mit seinem Gewande von gestern und dem ungeheuren Bart von Berg und Schiemannsgarn. Annas Bruder nahm ihn auf die Platte, als er eben durch seinen „Riker“, ein mächtiges Doppelglas, aus zwei Weinsflaschen sinnreich her-gestellt, den Wendekreis entdeckte.

„Halt' Euch bereit — Jetzt ist es Zeit, Der Meerergott ist Euch nicht mehr weit!“

rief er donnernd über das Deck. Alles war für den Empfang vorgesehen. Alles „Heidenvolk“ war im schlechtesten Arbeitsanzuge erschienen, und das Zuschauerpublikum hatte Bantzen und Reelings besetzt, herum um den Scheuerprahm, der auf dem Steuerbord-Nachterdeck aufgestellt war — mit Wasser gefüllt.

Und schon öffnet sich der Segelvorhang, der bisher die Back absperre und Neptuns imposanter Zug setzt sich auf den Prahm zu in Bewegung. Vorauf Musik — fast unbekleidet, aber angestrichen — spitze Filzhüte auf dem Kopfe — dann ein Heer von schwarzen und braunen Trabanten, — ebenfalls Naturkostüm für den Schwimmunterricht — und jetzt des Neptuns Aktuar mit Mappe, enorm langen Schuhen und „Wolkenträger-hut“. Mit ihm Seiner Majestät „Figaro“ mit meterlangem Rasiermesser und ebenso langer Schere, auch einer „Pütze“ mit Seifenschaum, darin ein „Schwabber“. Dann, undrängt von bunter Menge, Neptun — auf dem fahr-baren Throne, sectang- und wergumwakt — neben ihm

sein holdes Gemahl! — Vor der Kommandobrücke hält der Zug. Mit mächtigem Baß ruft Neptun: „Staatssekretär, heran mit die Ordenskiste!“ Es werden nun vom Meerergott dem Kommandanten und den Offizieren, einem nach dem anderen, Halsorden verliehen, die, vom Oberbüchsenmachersgast recht hübsch aus Messingblech angefertigt, unter Hinzufügung eines entsprechenden Verses dem Betreffenden umgehängt werden und sämtlich am Müzenband der ‚Charlotte‘ getragen werden. Da erhält z. B. der Arzt in Form zweier gekreuzter kleinen Spritzen das „Komturkreuz des Schlippstopperordens“, für den ersten Offizier aber, der sich eines sonoren, sehr tiefen Organes erfreut, erfolgt der „Sirenenorden mit dem doppelten Baß“ in Form eines Sternes, in dessen Mitte eine kleine Imitation der Dampf-sirene prangt.

„Weil Du im Zorn so furchtbar bist, Und doch den Zorn so bald vergißt, Soll Dich mein Frauenorden zieren, Gar mancher thät schon danach ‚gieren.‘“

So lautete Neptuns Anrede. Das ‚Gieren‘ enthält für den Segler eine Doppelbedeutung. — Die Dekoration ist beendet. Jetzt „riskiert“ Figaro eine Ansprache an die Täuflinge:

„Der heil'ge Neptun schickt mich her, Daß ich den Bart zuvor Euch ‚scher‘“ etc. dann ladet er die „Badegäste“ ein, „nur immer ‚ran zu treten“. Sie schreiten, tief sich neigend, am Meerergott vorüber zum Altar. Der Meerergott befiehlt seinem Aktuar die Handlung zu beginnen, und dieser befiehlt wieder dem Barbier.

„Na, denn heran an die Spaaken!“ ruft dieser, und der erste, der auf dem über den Prahm gelegten Brette Platz nehmen mußte, wird mit dem ‚Schwabber‘ eingeseift — über und über. Er kann nicht aus den Augen sehen,

als plötzlich das Brett von den Negern unter ihm fortgezogen wird und er im kühlen Bade seine Einseifung wieder los wird. Nun, ähnlich ging's uns allen, und als Nachtauf gab noch der erste Offizier von oben seinen Segen mit der Dampfspitze.

Das Fest ging vorüber — Neptun saß beim Eisgrog in der Deckoffiziermesse, in der Offiziermesse gaben Arzt

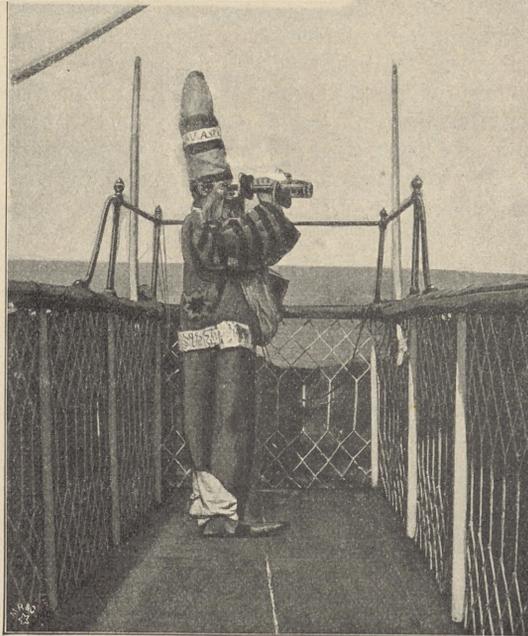


Abb. 9. Triton bekommt eben den Wendekreis in Sicht.

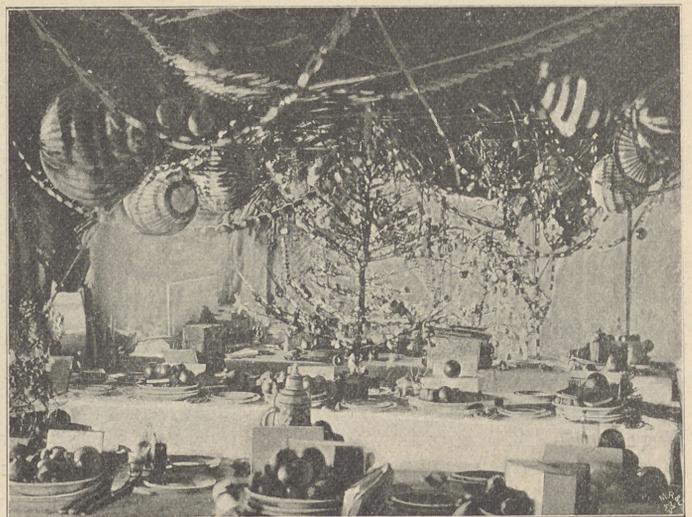


Abb. 10. Kabettenmesse am Heiligabend.

und Pastor eine Baby-Tauf-Bowle, und in der Kadettenmesse, da gab's ja nur einen, der nicht Täufling war — den armen Kerl von der vorigen Crew, der bei uns in neuer Titelaufgabe erschien. Aber, was ich sagen wollte — und das wird ein Loch in die Kasse reißen. Vielleicht nimmst Du bei Überweisung meines nächsten Zuzusses Rücksicht darauf! — Eben hat Annas Bruder eine Aufnahme von unserm Christbaume gemacht, unter dem wir den heutigen Abend feiern werden. Wir brachten die Fichte, die eigentlich eine Art Pinie ist, aus Genua mit. Sie hat die Nadeln etwas fallen lassen — aber das macht nichts. In unserer Messe ist die Christfeier (Abb. 10). Für jeden ist aufgebaut

— aus den Heimatskisten und aus Geschenken, die wir schon vor der Reise gemeinsam einkauften.

25. Dezember.

Unsere Feier verlief ‚routinemäßig‘. Jeder that, als habe er keine Spur von Heimatssehnen — ich auch. Doch das war nicht wahr! Aber wir haben ja das schöne Bewußtsein, an Bord stets in der Heimat zu leben, zu Hause zu sein. Heimatsbriefe gibt's zwar erst im nächsten Hafen, aber für den Inhalt meiner „Kiste“ treuen Dank. Doch da wird zur Kirche gepöfsten — Schluß!

Euer treuer Sohn Franz.

Besiegter Stein.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung.)

Oberst Sicher holte Atem, hüstelte ein wenig, lugte mit listigen Auglein in das starre Gesicht des anderen: „Streit-ärzte! Mon Dieu! Da fällt mir ja ein, zwischen Ihnen beiden gab's ja auch wohl 'mal solch Arteschwingen? Sie haben doch aber hoffentlich die Streitwaffen längst eingescharrt?“

Matthiesen machte eine gleitende Bewegung mit der rechten Hand. Und dann sagte er — es sollte gelassen klingen und klang doch so gewaltsam gepreßt: „Ich habe mit Fräulein Vintal nie Streit gesucht, ich habe ihn nicht zu begraben!“

„Na ja! Wie immer die Weiber! Selbst die besten, die meinige nicht ausgenommen! Cherchez la femme! Sonst solch ein Prachtmensch, die Madeleine, wir sind uns immer näher gekommen. Wissen Sie, mein Bester, bei ihr hat sich trotz des bewußten Bildungspipies merkwürdigerweise jetzt allmählich gerade das herausgebildet, was ihr früher fehlte: die Weiblichkeit! Feminine Liebenswürdigkeit! Ja — doch das interessiert Sie wohl nicht. Kann's Ihnen eigentlich nicht verdenken. Ich besinn' mich, damals war sie ja die reine Furie. Du mein Himmel, man muß das aber nicht so ernst nehmen. Enfin . . . man darf auch nicht nachfragen! Sie hat ja so viel Schweres durchgemacht, ist überhaupt solch eine schwer angelegte Natur. Na, wozu weiter davon reden. Im Grunde gibt's nur ein Weib, das noch nie eines Mannes Herz betrübte — da die Beuve Cliquot! Ihr Wohl, mein lieber Matthiesen! Und nun will ich schlafen gehen —“

Matthiesen glaubte, der Oberst habe im Klubhaus eines der oberen Fremdenzimmer für sich belegt.

Aber Sicher trippelte, als jener sich empfahl, mit seinen kurzen Schrittmchen hinter ihm drein, immer in gehörigem Abstand, und dann die kleine Strecke bergan — zur Villa Vintal. Ganz langsam. Er hatte sich dazu eine große Henry Clay angesteckt, wie er immer that, wenn er etwas besonders Schweres „zu kalkulieren“ hatte.

Und dieser Weg wurde ihm schwer, als wisse er nicht, wo das Ende liege —

Es sah noch so unwirklich aus in dem großen Arbeitszimmer Vintals. Die alte Marianne war ganz unglücklich: erst eine halbe Stunde vorher, ehe der Oberst und Madeleine eintrafen, war die Depeche gekommen, die beider Ankunft meldete. Kaum, daß sie etwas lüften konnte. Aber was kümmerte das Madeleine!

Ihr war's, als sei ihr seit Jahren noch nicht so wohl gewesen, als hier; als wehe ihr Heimatsluft aus dem engen Thal entgegen. Befreiende Heimatsluft um sie her! Und ein befreiender Entschluß in ihr — endlich — endlich!

Sie saß am Schreibtisch des Vaters und blätterte in ihrer Briefmappe, halb mechanisch. Sie las noch einmal Sicher's Zeilen durch, die ihr in den scheinbar beiläufigsten Worten mitteilten, daß es in „unserem Freuden- und Schmerzenskind, dem Tonale-Tunnel, nun ja endlich — endlich, und doch überraschend früh, zum Durchschlag komme . . . in nächster Woche wahrscheinlich schon.“ Zwischen einer Notiz über ihr Bankkonto und einer Anfrage nach Shephards Hotel in Kairo

stand das eingefügt. Und sie wußte doch, der ganze Brief war nur um dieser Wendung willen geschrieben.

Und dann Odiles letzte Zeilen, die sie, im Begriff, von Berlin abzureisen — Hals über Kopf — erhalten hatte:

„. . . jawohl, Gaston Bremont! Er kann so schön bitten — Du glaubst gar nicht, wie schön. Er wird mich immer anbeten, er wird immer mein gehorsamster Sklave sein! Ah — ah! Ich habe so sehr weinen müssen . . . ganz rote Augen hab' ich, sagt Marion. Parallelen darf ich nicht ziehen, sonst quellen die Thränen schon wieder. Aber, ma chérie, ein bequemer Ehemann hat auch sein Gutes. Wenn ich auch . . . doch sprechen wir lieber nicht davon! Nur denken muß ich immer noch an Ufella — und an ihn. Er hätte mein Herr werden können! Doch was machte er sich aus der kleinen Odile? Ja, meine geliebte Madeleine, wenn Du nicht gewesen wärest! Merkwürdig, wie sich die Menschen-schicksale fügen: er, der über den Fels triumphiert, der den Stein zu besiegen gewohnt ist, er scheitert vor einem lebendigen Menschenherzen. Lebendig, glutvoll, sehnsuchtsvoll — das ist Dein Herz, Madeleine! Und doch auch hart wie Stein und Erz, unbeugsam. Einmal gab es einen Moment, da glaubte ich, auch dieses Herz wäre bezwungen, aber ich irrte mich: es war nur niedergeworfen, um sogleich aus der Niederlage heraus sich zu neuer Abwehr wieder aufzurichten. Ah, Madeleine, Du trotzig Thörin! Wann wird Deine Stunde schlagen? . . . Aber wenn sie schlägt, wie anders wird das sein, als gestern, an der Cascade, wo ich Gaston . . . pah, schweigen wir davon! Gaston ist übrigens reizend, so aufmerksam, so gefällig. Und er hat einen wirklich erlesenen Geschmack, ganz abgesehen davon, daß er in mich verliebt ist . . .“

So ging es noch zwei engbeschriebene, parfümierte Seiten weiter. Ganz Odile —

Und da war noch ein dritter Brief, nein, ein kleines Aktenstück. Von einem Straßburger Advokaten: der Kaufkontrakt über ihr Geburtshaus am Hange der Vogesen, ein altes Bauernhaus mit einigen Nebengärten, und dabei die Naturalisationsurkunde für Fräulein Madeleine Vintal. Es ging doch nicht so weiter mit dem Herumreisen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt. Sie wollte wieder ein Heim haben . . .

„Und Ufella?“ hatte der Oberst gefragt, als sie ihm von ihrem Kauf erzählte.

„Ach — Ufella! Lieber Freund . . . das war doch immer nur ein Provisorium. Und dann . . .“

„Jawohl, und dann! Ich verstehe, mein Kind. Was Ihr Frauen nicht alles in solch einem ‚und dann‘ auszudrücken vermögt!“

Nun stand er übrigens selbst vor ihr, der alte Herr, erhitzt vom Wein oder vom Gehen, zwischen den Lippen die ungeheure Henry Clay. Formlos, wie er nun einmal war — oder scheinen wollte, wenn er eine Verlegenheit zu verdecken suchte.

Sie hatte den Stuhl herumgedreht und sah erwartungs-



Bauerberatung im Schwarzwald. Nach dem Gemälde von L. Knauer.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

voll zu ihm auf. Hochaufgerichtet, aber auf jeder Lehne des Sessels eine Hand, die das Holz fest umspannte.

Er setzte sich drüben in das Sofa, wo es dunkel war, so daß der Schein der Cigarre ordentlich aus dem roten Gesicht herausleuchtete.

„Na ja, also, Madeleine! Morgen . . . morgen am Spätnachmittag, sagte mir Matthiesen. Ciel, wenn das doch Dein seliger Papa erlebt hätte! Nun, es ist auch sein Ruhm! Für immer! Wenn ich so daran denke, wie er damals zu mir kam und wir bei einem alten Vin de glace aus dem Rhonethal beisammen saßen und er mir sagte: ‚ich wag’s, Sicher!‘ Siehst Du, Madeleine, das eine Wort, aus seinem Munde, das entschied für mich. Ja, solche Männer, solche Männer, wie mein alter Antoine . . . wie mein Matthiesen . . .“

„Wir beide, Matthiesen und ich, haben eben einer Cliquot den Hals gebrochen. Das heißt, ma chérie getrunken habe ich sie eigentlich allein. Nämlich . . . er, Matthiesen . . . mon Dieu, er hat natürlich den Kopf voll, auch ohne Champagner. Ja, Kind, wovon die Rede war? Nun, vom Tonale-Tunnel! Wovon denn sonst! Das heißt, auch von Streitärten und daß man die begraben müßte. Aber das habe ich gesagt. Ich glaube übrigens, auch von Dir habe ich gesprochen. Nicht viel, aber etwas. Was man so spricht. Daß Du in Kairo gewesen bist und in Berlin. Er war ganz still dazu, weiß übrigens nicht, daß Du hier bist. Er denkt, ich wohne im Klubhaus. Danke — da tanzen die Mäuse Nachts Quadrille. Als ich von Dir sprach, machte er ein ganz starres Gesicht und ganz große Augen. Na, die hat er ja wohl immer. Bei Euch hier gibt’s doch hoffentlich keine Mäuse, ma chère Madeleine? Was? Nämlich . . . ich möchte jetzt schlafen gehen.“

Er stand langsam, etwas schwerfällig auf, trat dicht zu ihr heran.

„Einen Syphon läßt Du mir wohl noch aufs Zimmer schicken, mon enfant. Bitte.“ Und dann tätschelte er ihr plötzlich mit seiner großen fleischigen Hand zärtlich über die Backen. „Da fällt mir ein: eines sagte er doch, der Eisenkopf, das ich Dir wohl wiederholen möchte. Nämlich . . . ich habe mit Fräulein Lintal nie Streit gesucht. Ich habe keine Streitart zwischen ihr und mir zu begraben. Bonsoir, mon enfant . . . bitte, vergiß den Syphon nicht . . .“

Ohne ihn zu unterbrechen, hatte sie ihn zugehört, fast bewegungslos, nur dann und wann den Kopf ein wenig neigend und wieder hebend. Nun stand auch sie auf. „Gute Nacht!“ sagte sie. „Ich schicke den Syphon gleich hinauf . . .“

Es klang ganz gelassen. Aber dann faßte sie impulsiv die Rechte des alten Herrn. Ehe er es wehren konnte, drückte sie ihre Lippen darauf und verließ schnell das Zimmer. Er stand einen Augenblick ganz erstaunt, sah seine Hand an, schüttelte den Kopf, that einen langen Zug aus seiner Cigarre . . . Ja, die Weiber! Die Weiber! Die lern’ mal einer aus — Dann lächelte er pfißig: „Aber ganz schlecht scheint Du die Sache nicht gemacht zu haben, alter Sicher! Und spitzte die Lippen und pfiß leise: ‚L’amour, c’est la vie . . .‘“

Am Morgen sah Sicher nur auf einige Augenblicke Madeleine, denn er hatte telephonische Nachricht erhalten, daß der Durchschlag gegen alle Erwartung wahrscheinlich schon um die Mittagstunde vor sich gehen würde, wollte daher um zehn Uhr mit Matthiesen einfahren. Er fragte nicht, was sie vorhabe. Aber, nachdem er ein paar kleine Scherze über die „affreuse Anstandspflicht, seinen teuren Körper — „er kostet mich wirklich ein Vermögen —“ in diesen abscheulichen Schlund hineinspedieren zu müssen vom Stapel gelassen hatte, blickte er sie mit besonderer Freundlichkeit an und sagte: „Das freut mich, Madeleine! Endlich einmal das ewige Schwarz abgelegt. Du ahnst gar nicht, wie gut Dir dies weiße Wollkleid steht — famos!“

In ihrem Gesicht tauchte eine jähe Röte auf. Sie kam sich vor wie ein ertapptes Kind.

„Es gehört sich auch so! Gerade heute. An Deines

Vaters Ehrentag. Ich muß ohne Unterlaß an ihn denken — heute,“ fuhr er fort. Es schien, als warte er auf eine Antwort. Aber Madeleine schwieg beharrlich.

Als er fort war, ging sie hinüber zum Friedhof, zu des Vaters Grab. Sie fand es bedeckt mit Palmen und frischen Blüten; obenauf lag ein großer Kranz von weißen und roten Rosen. „Seinem unvergesslichen Meister!“ stand auf der Schleife. Kein Name darunter, nur das Datum des ersten Hammerschlags am Stollen und des heutigen Tages, in goldenen Buchstaben. Auch ohne den Namen wußte sie, wer diesen Kranz gestiftet hatte. Leise legte sie das Sträußchen, das sie vorhin im Garten geschnitten, mitten hinein.

Und dann schritt sie langsam die festlich belebte Straße hinan, vorüber an den drei Böllern, die Gardoni hatte auffahren lassen und um die schon jetzt die fröhliche Menge sich drängte, über den eisernen Divorcesteig, an den neuen weitgestreckten Wohlfahrtsgebäuden entlang, dem kleinen Hause zu, in dem sie Matthiesens blonde Schwester wußte. Überall erkannt, angestaunt zuerst, dann jubelnd begrüßt: „Sora Maddalena! Madamigella! Endlich! Und gerade heute!“ Die Männer umringten sie, die Frauen wollten ihr das Gewand küssen. „Wie konnten Sie so lange von uns fern bleiben, Signorina? Sie — Sor Lintals Tochter! Aber gelobt sei die Madonna, daß Sie nun wieder da sind! Gerade heute! Heute!“

Und die Weiber und die rotbäckigen Bambinos, zur Ehre des Tages im Sonntagsstaat, folgten ihr gleich einer Ehrenescorte, ohne Unterlaß lachend, plaudernd, berichtend, bis zur Thüre von Arnolds Haus.

Sie schellte — und stand dann, gesenkten Hauptes, nun doch das Herz so bang.

Bis Gertrud selbst öffnete.

Eine Sekunde starrte sie Madeleine an, wie eine Erscheinung.

Dann fragte sie, in deutscher Sprache: „Sie wollen zu mir?“

Und Madeleine neigte den Kopf noch tiefer und sagte ebenso, ganz leise: „Ja — zu Ihnen!“

Da ging es wie ein Aufleuchten über das Gesicht der jungen Frau. Sie kam die beiden Stufen herunter, faßte Madeleine an beiden Händen — „So seien Sie mir von Herzen willkommen! Gott segne Ihren Entschluß!“ — und zog sie mit sich in das Haus.

Vor Ort standen die Männer, dicht hinter der Bohrmaschine, die ihre Eisnarne mit den stählernen Schneiden malmdend und fressend gegen den Stein streckte.

Heut früh zehn Uhr war der letzte Schuß gefallen, war zum letztenmal der Bohrwagen zurück geschoben, das abgesprengte Geröll beiseite geschafft worden.

Noch stand der Fels dort festgeschlossen, eine düstere Wand von Stein, so schroff und massiv, als könne sie nie besiegt werden, als spottete sie der armseligen Meißel, mit denen die kecke Menschenhand sich an sie heranwagte.

Aber wenn der Capo an der Bohrmachine jetzt die Kurbel zudrehte, auf einen Augenblick den Wasserzufluß unterbrach, der die Stahlschneiden gegen den Fels trieb, dann hörten die Männer deutlich die Arbeit jenseits dieser scheinbar so trostigen Steinwand. Nicht mehr ein leises Klängen und Säusen, sondern unverkennbar und klar das Kreischen der Stahlschneiden im Gestein und dann und wann den kräftigen Hammerschlag, der wohl noch einen widerstrebenden Pfahl in die Zimmerung zwingen sollte.

Über Nacht war die Leitung für den Fernsprecher, war die andere für den elektrischen Strom bis unmittelbar vor Ort vorgestreckt worden. Ein halbes Duzend Glühbirnen leuchtete von der First herab auf die schweißglänzenden Gesichter der Arbeiter. Ausgewählte Leute: es galt als besondere Ehre, dieser voraussichtlich letzten Schicht vor dem Durchschlag zugezählt zu sein.

(Schluß folgt.)

Kleinhandel und Kleinleben in Paris.

Sechzigtausend Menschen jeglichen Alters befinden sich jeden Morgen in Paris, die weder wissen, wie sie etwas zu essen bekommen, noch wo sie abends ihr müdes Haupt betten werden. Noch überraschender ist die Thatsache, daß sie alle satt werden oder so ungefähr und desgleichen ein Eckchen zum schlafen finden. Gläubiger und Ideen sterben in Paris nie aus, sagte einst ein Humorist. Die stärkste Seite der untersten Klasse des Franzosenvolks ist vielleicht ihr Ideenreichtum und zwar auf dem Gebiete des sogenannten „Petit Métier“. Es vergeht kaum eine Woche, wo nicht irgend ein ingenieuser Kopf ein neues Erwerbsmittel erfunden hat, nach dem mit umsonst Eifer gesucht wird, als der „kleine Beruf“ schon mehr wie einmal einen Bettler in einen Krösus wandelte. Unter den Modellen, die den heutigen Generationen als Ideal vorstehen, nimmt Demerville, der Begründer des Kaffees zu 2 Sous die Tasse, den ersten Platz ein. Demerville war Spezialist, und darin liegt das Hauptgeheimnis des Gelderwerbs. Im Jahre 1846 verließ er die Armee als Unteroffizier. Er kam nach Paris, die Taschen leer, die Seele voll Hoffnung, wie einst Gil Blas, wollte arbeiten, mußte aber nicht wie und was. Mit dem letzten Rest seines Geldes etablierte er sich als Cafétier. Er erwarb eine Wude für 200 Frs. jährliche Miete, „möblierte“ sie mit einigen Holzbrettern, einem Ofen, einem Kaffeebrenner, einer Mühle, 20 Tassen, 20 Löffeln, und die Einrichtung war gemacht. Für 2 Sous die Tasse lieferte er einen vorzüglichen Kaffee. Es fanden sich eine Unmenge Liebhaber für sein billiges Getränk, die vor seinem Laden Neue bildeten. Er wurde schließlich Hausbesitzer, und in allen Stadtvierteln von Paris errichtete er Filialen. Die Bereitung des Kaffees geschah im sogenannten Centrallokal, von wo aus täglich 3000 Liter Kaffee in die verschiedenen Gegenden verschickt wurden. — Zu den Spezialitäten absonderlichster Art gehörte eine „Ameisenzüchterin“, Mlle. Rose genannt. Der Gedanke entspringt ihrem eignen Hirn, auch sie hat eine armelige verfehlte Existenz gegen ein ruhiges beschauliches Leben ohne alle materiellen Sorgen eingetauscht. Zehn Säcke voll Ameisen ließ sie sich täglich von ihren in den verschiedensten Waldgegenden Angestellten, die pro Tag 2 Frs. bezahlt bekamen, zufinden. Sie hat die Gebräuche und Gewohnheiten dieser Tiere studiert, wie selten jemand. Durch einen stets in Blut gehaltenen eisernen Ofen begründet sie die Fortpflanzungsprozedur in unberechenbarem Maße; sie läßt die Ameisen ganz nach Belieben ihr Nest bauen, wo sie wollen, sie dürfen nicht gestört werden, sondern genießen die denkbar größte Rücksicht. Und was bezweckte Mlle. Rose mit dieser Ameisenzucht? Sie verkaufte davon an Apotheker, an den Jardin des Plantes, an Fasaniereien der ganzen Umgegend. Und wieviel verdiente sie damit? In nicht besonders günstigen Zeiten immer noch 30 Frs. täglich. — „La Réveilleuse“ verdient nun allerdings nicht so große Summen, aber ihr Beruf ist auch einfacher, wenigleich die Idee nur einem originell veranlagten Gehirn entstammen konnte. „La Réveilleuse“, auf deutsch die Weckerin, hat in allen Gegenden der Stadt ihre Kundschaft von Festschlafenden, die zu einer bestimmten Stunde an ihre Arbeit gehen müssen. Schon um 3 oder 4 Uhr morgens beginnt die professionierte Weckerin ihren mühevollen Kundgang und verdient pro Tag ungefähr zehn bis fünfzehn Kunden à 10 Cts. Dabei fällt noch hie und da 1 bis 2 Sous für Nebenbeschäftigungen ab, kurz ihre Einnahmen belaufen sich täglich im Minimum auf 30 bis 40 Sous. Im Vergleich hierzu haben die „Laveurs de vaisselle“, die Aufwäscherinnen und Männer in den großen Restaurants, gerabzu fürstliche Einnahmen. Das Gehalt beträgt zwar nur monatlich ungefähr 25 Frs., und ihr dauernder Aufenthalt in einer backofenähnlichen Temperatur hat auch nichts Heidenswertes, aber sie gewinnen 400 bis 500 Frs. pro Monat mit den Speiseresten, die ihnen gehören. Jede Art Abfall verkaufen sie eimerweise zu 3 Frs. den Eimer. In diesen Resten befindet sich die getrüfelte Boularde in friedlicher Nachbarschaft mit Rindfleisch und Kohl; Fett und Knochen, Kartoffeln und andere Schalen werden extra verkauft. Das Fett z. B. nimmt der Illuminationslämpchenfabrikant und bezahlt für das Fäßchen 7 Frs. — Zu einer gewissen Berühmtheit in ihrem Fach hat es eine Abfallhändlerin, die sogenannte Mutter Maillard gebracht, die ihre Ware genau für Reiche und Arme fertigte. Die Reichen kauften von ihr, um ihre Haustiere zu ernähren, die Armen für ihren persönlichen Bedarf. Mutter Maillard hatte ihren Sitz in dem Viertel Mont-Saint-Hilaire, das ganz und gar den kleinen Industrien gehört. In allen Häusern wohnen Erfinder, denen nur die entsprechende Scenerie fehlt, um berühmt zu werden. Dort herrscht der Mikrokosmos des menschlichen Genies. Neuerdings hat man auf einem Terrain im Quartier Montmartre hinter dem „Moulin de la Galette“ eine kleine Fabrik ausfindig gemacht, wo eine zahlreiche Familie sich damit beschäftigt, alten Pfropfen das Ansehen von neuen zu geben. Mit Zuhilfenahme diverser billiger Chemikalien bekommen selbst die schwärzesten Pfropfen wieder ihre ursprüngliche Farbe, und so werden sie an die Händler je nach der Qualität zu 3 bis 5 Frs. das Tausend verkauft. Diese auf gleichsam konkreter Grundlage existierenden „Petits Métiers“ haben noch nicht so Mitleiderregendes, wie die abstrakten quasi idealen kleinen Berufe, wie z. B. der des „Anges gardien“. Der Schutzengel hält sich in den Destillationen auf und wartet auf seine Bethätigung: Betrunkene nach Haus zu geleiten, sie

gegen eventuelle Angriffe zu schützen und, wenn es sein muß, sie auch zu Bett zu bringen. Der Schutzengel muß ein Examen bestehen, in dem nicht jeder aus besserem höheren Stande feuerfest wäre: er muß unbedingt nüchtern sein und darf sich niemals verleiten lassen, mit seinem Protégé zu trinken, dann ist er sofort entlassen, d. h. vom Besitzer des Lokals, in dessen Diensten er steht. Der Schutzengel hat immer zu thun, sein Geschäft blüht, der „Schlüsselverkäufer“ dagegen setzt sich eher dem Risiko aus, einmal hungrig sein Lager aufzusuchen. Das Original des Schlüsselverkäufers stammt aus Marseille. Er flanierte ausgerüstet mit einigen hundert Schlüsseln jeglicher Sorte in den belebtesten Straßen einher, hielt vor den belebtesten Cafés inne und rief mit Stentorstimme: Wer hat seinen Schlüssel verloren? Wer wünscht, daß ich ihm die Thür öffne? Und es soll sich in der That allabendlich auch jemand, vielleicht sogar mehrere gefunden haben, die ihn als Deus ex machina willkommen hießen und seine „Ware“ weit über den Wert bezahlten. — Eine eigene Begabung brauchte der „Rebusrater“. Dieser Spezialist machte ausfindig, daß in gewissen Stadtvierteln von Paris die Cafés und alle Arten Wirtschaften von kleinen Rentiers besucht werden, die eine wahre Leidenschaft an den Tag legen, die regelmäßig in den Zeitungen erscheinenden Rätsel und Rebusse zu lösen. Jeder glaubte die richtige Lösung zu haben, bis als Schiedsrichter schließlich der Wirt hinzugerufen wurde, der aber meist unfähig war, die Meinungsverschiedenheiten zu schlichten. Da kam der Universal-Ödipus! An den Rebusstagen machte er die Kunde in den diversen Lokalen, schon in frühesten Morgenstunden, händigte den Wirten schriftlich die Lösungen, die seinem hierauf scheinbar eigens zugeschnittenen Gehirn ein Kinderspiel waren, aus und bekam 3 Sous für jedes Rätsel. Seine Kundschaft wuchs und wuchs, und er verdiente bei seiner „Tournée“ mit Leichtigkeit 50 Frs. pro Rebus; da drei in einer Woche erschienen, so bedeutet dies ein monatliches Fixum von 600 Frs. — Zu einem der vielbesprochensten Frauentypen auf dem Gebiet des „Petit Métier“ hat sich eine junge hübsche Witwe entwickelt, die erst achtzehn Jahre zählte, als sie den Gatten verlor, der sie ohne die geringsten Bar-mittel hinterließ. In der kurzen Zeit ihrer glücklichen Ehe profitierte Madame Banard von den Geheimnissen der Chemie, die ihr Mann bei Ausübung seines Berufes anwandte. Eines Tages jagte er ihr einmal gelegentlich einer Mahlzeit: Ein intelligenter Mensch könnte in Paris ein Vermögen verdienen, wenn er die weggeworfenen Citronen- oder Apfelsinenschalen geschickt zu verwerten wüßte. Und Madame Banard war intelligent und geschickt. In ihrer materiellen und Herzensnot machte sie sich auf, ein Körbchen über den Arm, in die Rue Montorgueil, die Heimat der Aupstern. Dort suchte sie sich die Citronenschalen aus den sogenannten Müllhaufen heraus. Die Kellner der Kaffeehäuser thaten der hübschen Frau gern den Gefallen, sie in ihrem Sammelwerk zu unterstützen, desgleichen die Theaterlehrer. Kurz, Madame Banard begründete ein Atelier, engagierte Sammler und Sammlerinnen. Ein mächtiger Raum mit Gittern von Vorhängeflecht von oben bis unten an den Wänden, und auf diesen Myriaden von Citronen- und Orangenschalen. In der Mitte des Saales, um einen großen Tisch herum, stehen die jungen Mädchen und lösen von der äußersten Rinde die weiße innere Schale ab, die fortgeworfen wird. Die feine äußere Rinde wird in Säcke, Schachteln, sogar Kisten gepackt, gewogen und nach Paris, ganz Frankreich, auch ins Ausland verschickt, wo sie ihren Namen wechselt, d. h. zu holländischem Curacao, Citronenjaft, Orangeade, Limonade zc. verwendet wird. Diese Industrie hat aus der armen verlassenen jungen Witwe, die die Litteratur und die Kunst liebte, eine vermögende Dame gemacht, die später ihre Loge in der Comédie Française und der Oper hatte. — Jeder, der nach Paris kommt, braucht in später Abendstunde nur vor einem Boulevard-café Platz zu nehmen, um den personifizierten Erfindungsgeist des Franzosenvolks am eignen Auge vorbeiziehen zu lassen, und alle die im ersten Moment frapperenden Beispiele, die ich oben erwähnte, werden den letzten etwaigen Rest des Unwahrscheinlichen verlieren. Hunderte von „Camelots“ mit den möglichsten und unmöglichsten Verkaufsgegenständen wirbeln an unserm Auge vorüber. Der eine bietet uns einen großen Spiegel mit Bronzerahmen zum Verkauf an, ein anderer einen dreiteiligen geschlitzten Etagerentisch. Es gehört schon eine hervorragende manuelle Geschicklichkeit dazu, um sich, ohne doppelten Anstoß zu erregen, durch diese Menschenmenge hindurchzuwinden. Am schwersten hat es der kleine Italiener mit den Gipsfiguren, der eine gewisse Summe pro Tag abliefern muß. Er verschleudert seine Ware zu jedem Preise. Zuerst bietet er eine Büste für 6 Frs. an; 30 Cts. lautet das Gegengebot. „Prenez-le“ heißt fast stets die Schmerzantwort des kleinen Verzweifelden. Ob es nun Kinder sind, denen schon im zartesten Alter jede noch so wertlose Thätigkeit, um des lieben täglichen Brotes willen, eher gestattet wird, als das Betteln, ob es Greise sind, die in ihrer höchsten Not einer vom Bahnhof kommenden gepäckbeladenen Droschke fruchtend nachlaufen, in der Hoffnung, daß dabei vielleicht ein paar Sous für Kofferttragen für sie abfallen — allen, allen steht der La Fontaineche Vers auf der Stirn geschrieben:

Travaillez, prenez de la peine,

C'est le fonds qui manque le moins,

Annie Sommerfeld.

Familientisch. — Sammler- Daheim.

Bu unseren Bildern.

W. Kochs hübsche Bedute eröffnet uns einen Blick auf ein Stück vornehmen großstädtischen Lebens im Winter: durch die fahlen Stämme der schönen Eichengruppe des Berliner Tiergartens sieht man den klassischen, säulengetragenen Portikus des Brandenburger Thores; auf der breiten Charlottenburger Chaussee fährt eine elegante Schlittenequipage mit harmonischem Schellengeläute und bunten, wehenden Pferdedecken hinaus zum Schlittenforso. — Den Hauptstimmuck unrer Nummer bildet ein herrliches Bild von Ludwig Knaut, auf dem der gefeierte Meister so ganz er selbst ist. Um einen Tisch mit Urkunden und Handschriften sitzen disputierende Hauensteiner Bauern, denen eine Prachtgestalt in vornehmer Haltung präsidiert; auch die anderen Figuren sind jede in ihrer Art der Wirklichkeit entnommene Charaktertypen des bäuerlichen Lebens jenes romantischen Ländchens am rauschenden Oberrhein, da, wo der Schwarzwald die Schweizer Alpen grüßt und wo Scheffels Trompeter hell sein Lied schmettert. Die Hauensteiner oder Hogen tragen die malerische Tracht des Schwarzwaldes; groß, starkknöchig und derb, schauen diese edlen Alemannen, an denen noch ein Stück Mittelalter hängen geblieben ist, prozig und selbstbewußt drein. Die alte Grafenschaft Hauenstein hatte von jeher allerlei Handel mit den Nachbarn und Städten. In Scheffels Trompeter spielt der „Hauensteiner Kummel“ hinein, und zu Anfang des 18. Jahrhunderts gab es einen blutigen Konflikt mit dem nahen St. Blasien, der der Salpeterkrieg genannt wurde. Vielleicht stellt unser Bild eine Episode aus diesem Aufstande dar.

Mit unserer diesmaligen Kunstbeilage glauben wir unseren Lesern eine besondere Freude zu machen. Es war ein ungemein glücklicher Gedanke G. Eberleins, des preisgekrönten Berliner Bildhauers, die denkwürdige Begegnung zwischen der Königin Luise von Preußen und dem Kaiser Napoleon, die am 6. Juli 1807 in Tilsit stattfand, in einem plastischen Kunstwerk zu verewigen. In einer trefflichen Kopie führen wir dasselbe unsern Lesern vor. Wie eigenartig wirkt hier der Gegenjag: dort der dämonische Feldherr, der „auf das Chaos des Jahrhunderts seines Schwertes Knauf prägt“ ihm gegenüber die sanfte, gebeugte Frau; dort das scharfgeschnittene Antlitz einer wahren Königin; dort der hochfahrende Korporal, mit dem Versuche, unter der Maske der Galanterie tödlich zu kränken, hier die mit der zwiefachen Majestät großer Anmut und großen Schmerzes gefüllte und in der Geistesgegenwart wie der des guten Gewissens überlegene Frau; dort der eiserne selbstherrliche Cäsar, hier die gott-ergebene Christin unter dem Schutze des Kreuzes. Der armselige Erfolg dieser demütigenden Begegnung war jene historisch gewordene Koje „ohne Magdeburg“. Ihr war das Herz gebrochen.

Neujahrsgeschenke vor hundert Jahren.

Im Jahre 1765 erschien bei dem Verleger Delalain in Paris ein Büchlein, das auf mehr als ein halbes Jahrhundert der literarischen Produktion nicht nur Frankreichs, sondern auch Deutschlands die Signatur gab, der „Almanach des Muses“. Bald kamen in Deutschland, um nur von ihm zu sprechen, eine ganze Reihe von jedes Jahr erscheinenden Musenalmanachen heraus; die bedeutendsten von ihnen, der Göttinger und der Hamburger, vertraten gewissermaßen Dichterschulen und gaben in Sachen des literarischen Geschmacks die Stichworte aus. Gegen Ende

des XVIII. Jahrhunderts, als die Hauptblüte der Musenalmanache bereits vorüber war, hatte noch einmal einer von ihnen einen großen Erfolg, der von Schiller herausgegeben. Besonders der auf das Jahr 1797, der Goethes und Schillers Kenien enthielt, erregte geradezu Aufsehen und wurde in Mengen gekauft. Als Schillers Musenalmanach aber nach wenigen Jahren zu erscheinen aufhörte, war überhaupt die Zeit für diese Bücher, die sich fast ausschließlich der Versdichtung widmeten, vorüber. Mit dem Beginn des XIX. Jahrhunderts kamen die litterarischen „Taschenbücher“ und „Almanache“ in Mode, die ebenso wie die Musenalmanache hauptsächlich für die Damen berechnet waren und ein sehr beliebtes Neujahrsgeschenk bildeten. Sie enthielten gewöhnlich außer einem kurzen Kalendarium Novellen und Gedichte, Aufsätze über ästhetische und philosophische Fragen, Reisebeschreibungen, Noten für Tänze und Lieder, Gesell-

wohl das „Taschenbuch für Damen“, das im Jahre 1798 von Cotta in Tübingen begründet wurde und mit kurzer Unterbrechung bis zum Jahre 1831 fortgesetzt wurde. Als Herausgeber zeichneten unter anderen Schiller (1808 und 1809), Goethe (bis 1818) und Jean Paul. Von Schillers Gedichten wurden hier zuerst abgedruckt: „Hero und Leandro“, „Der Graf von Habsburg“, „Das Siegesfest“, „Der Jüngling am Bache“; Goethe steuerte bei einen satirischen Aufsatz „Die guten Frauen“ und später den herrlichen „Epilog zu Schillers Glocke“ und Bruchstücke aus „Wilhelm Meister“. Außerdem waren die besten Dichter jener Zeit vertreten: Johann Heinrich Voß, Pfeffel, Mathisson, de la Motte-Fouqué, Rückert, Gustav Schwab, Schenkendorf, Uhland und viele andere.

Es ist seinerzeit viel über den „Almanach-Unfug“ geklagt worden, der anerkannte Dichter veranlasse, sich in kleinen litterarischen Arbeiten zu verzetteln und junge Talente nicht aufkommen lasse. Das ist aber ungerecht geurteilt. Das Taschenbuch, das zur Charakteristik der Zeit des Empire gehört, hat im Gegentheil vielen jungen Dichtern und Künstlern Gelegenheit geboten, ihre ersten Werke zu veröffentlichen, die vielleicht noch unreif waren, aber doch schon eine Spur von dem Geiste des späteren Meisters ahnen lassen, und es ist noch heute von hohem Interesse, in diesen sauberen und zierlichen Büchern, die das Entzücken unserer Urgroßmütter waren, zu blättern.

Wilhelm Koenig.

Notizen.

Neue Ausgrabungen. Über Ausgrabungen, die in der Umgebung von Pompeji schon im Jahre 1899 stattgefunden haben, deren Ergebnisse aber geheim gehalten wurden, bringen jetzt vereinzelte Nachrichten in die Öffentlichkeit. Die Ausgrabungen wurden zwischen dem Sarnofluß und dem Stabianer Thor vorgenommen, um Verkaufsgegenstände zu erhalten. Es war die Mühlzugslinie der vom Jesus bedrohten Pompejaner, und zahlreiche Skelette fand man in dem Hofe eines antiken ländlichen Wohnhauses. Mehrere derselben waren mit Kostbarkeiten reich beladen, besonders ein Mann mit stark entwickeltem Schädel. Um den Hals trug er eine dreifach gewundene Kette aus 64 Goldringen, am rechten Arm zwei goldene Armbänder, an der linken Seite besaß sich ein Schwert mit Stahlklinge und Eisenbeinriß. — Überraschende Erfolge haben die jüngsten Ausgrabungen auf Kreta gehabt. Evans fand auf dem Boden des alten Knossos wunderbare Spuren alter mythenischer Kultur, aber auch Tausende von Inschriftplatten, deren Entzifferung bisher noch nicht gelungen ist. — Die Italiener legten in dem alten Paestum ein großes Fürstenhaus frei, in dem u. a. die älteste Form eines griechischen Theaters gefunden wurde. — Unter Leitung des Ephoros Funtas wurde bei Seselo in Thessalien eine sehr alte Burganlage mit drei bis vier übereinander liegenden Mauerschichten in einer Ausdehnung von 20 Ar ausgegraben, welche viele Gräber, zahlreiches Gerät und keramische Fundstücke enthielt. — Die Ausgrabungen in Pergamon sind seit Anfang September wieder begonnen worden; zunächst soll die Untersuchung über den im vorigen Jahre entdeckten Marktbau oberhalb des südlichen Thores zu Ende geführt werden. — In Pola stieß man auf die Fundamente eines römischen Wohnhauses mit Mosaikfußböden und machte zahlreiche Kleinfinde in Terra sigillata, Lampen, Gefäßen, Münzen etc.

Das italienische Wappen hat eine offizielle Aenderung erfahren. Italien wird auf Münzen und Briefmarken fernerhin führen: In Gold den gekrönten Schwertalter mit dem Kreuze von Savoyen auf der Brust. Dieses Wappen ist das älteste des Hauses Savoyen, das der Grafen von Maurienne. Das silberne Kreuz führte zuerst Peter II. von Savoyen, Amadeus IV. nahm einen zweiflügeligen Adler, Amadeus V. 1285 das Kreuz auf der Brust des einköpfigen Adlers an. Zu dem Stammwappen kamen später weitere Wappenbilder hinzu, als die Grafen von Savoyen erst Herzöge, dann Könige von Neuchâtel, von Sizilien, von Sardinien wurden; Karl Albert führte seit 1831 nur das Kreuz. M.

Münzenjammeler mögen sich das im November erschienene Preisverzeichnis Nr. 3 der Münzenhandlung von Emil Reustätter & Co. in München gratis kommen lassen. Es enthält bei mäßig gestellten Preisen 5419 Nummern, unter denen besonders mittlere Seltenheiten reichlich enthalten sind.

Neue Künstler-Postkarten. Eine angenehme, künstlerisch nicht ganz gleichgültige Erinnerung an Richard Wagner und die Wagnerthor Festspiele von 1876 bis 1901 bilden 20 Postkarten, welche von Hans Thomaidel in Bayreuth gezeichnet und herausgegeben und von diesem oder von Wilhelm Raensch in Berlin, Ritterstraße 71/73 zu beziehen sind. M. K.



Titel des „Taschenbuch für Damen“ in Originalgröße.

schaftsspiele, Rätsel und Charaden. Die Almanache waren fast stets auf gutem Papier sehr sauber gedruckt, geschmackvoll in Goldschnitt gebunden und regelmäßig mit einer kleinen Serie von Kupferstichen, nach Zeichnungen erster Künstler, geziert. Chodowicki hat Hunderte von seinen besten Blättern für diese Almanache und Taschenbücher gefertigt, ebenso Schwerdtgeburth, Schnorr von Karolsfeld und viele andere. „Frauenzimmeralmanach zum Nutzen und Vergnügen“, „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen“, „Taschenbuch für Damen“, „Taschenbuch, der Liebe und Freundschaft gewidmet“, „Minerva“, „Rheinisches Taschenbuch“, „Urania“, „Penelope, der Häuslichkeit und Eintracht gewidmet“, „Frauentaschenbuch“, „Cornelia, Taschenbuch für die deutschen Frauen“, „Vergißmeinnicht“, „Dypha“: dies sind die Titel von einigen der beliebtesten Almanache, die jedes Jahr erschienen, einzelne jahrzehntelang, einzelne auch nur kurze Zeit. Wie ungeheuer beliebt sie waren, zeigt eine Notiz in dem Weimarer literarischen Wochenblatt aus dem Jahre 1820, daß jährlich 7- bis 800 000 Thaler für Taschenbücher ausgegeben würden. Litterarisch am meisten bedeutet hat

Hausmusik.

Richard Sahla.

Ein Wunderkind, an dem das Wunder nicht mit dem Kind verschwand, ein Talent von erstaunlicher Frühreife, aus dem ein großer, erster Künstler hervorging, ein ganzer Mann, dem die Kunst nicht einen Augenblick lang zur Künstelei herabjank, der heute noch aus dem Vollen schöpft, mit froher Kraft sein Lebenswerk schafft, das war und das ist — eine seltene Erscheinung unter seinesgleichen — Richard Sahla. Der Ruhm dieses Namens datiert nicht von heute: er knüpft sich an die Jahre des Nomadenlebens, die dem konzertierenden Künstler, dem reisenden Virtuosen, als Ersatz für den Mangel an Lebensbehagen und ruhevollem Wirken den Namen vergolden. Sahla ist einer der vorzüglichsten deutschen Geiger, ein ausgezeichnete Musiker, ein Dirigent von Bedeutung. Zwar, seine Kunstreisen hat der glänzende Violinvirtuos längst aufgegeben; er ward sesshaft in einer kleinen, kunstsinigen, deutschen Residenz, die ihm so lieb geworden ist, daß ihn der Glanz und die Triumphe des internationalen Konzertsaaß nicht mehr zu blenden vermögen. Aber, obwohl dem lauten Markt entrückt und in eine begrenzte künstlerische Tätigkeit eingekapselt, verschwand der Name Sahla nicht aus dem Gedächtnis der Welt, wo ihn sein Träger mit kräftiger Hand eingezeichnet hat. Sahla feierte seine großen Geigen Siege in den achtziger Jahren, damals, als er Ungarn und Deutschland bereiste, als er, mit seiner fabelhaften Bravour in eine Parallele mit Paganini gestellt, verblüffte. Richard Sahla ist, man möchte sagen, für die Geige geboren worden, im Geigenspiel aufgewachsen und groß geworden. Geboren am 17. September 1855, spielte er schon als kleines Kind mit erstaunlichem Talent: acht Jahre alt, ließ er sich bereits öffentlich in Ernsts „Carneval“ hören. Nachdem er den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt Graz genossen, durch Prämien und Preise ausgezeichnet worden war, bezog er 1868 das Leipziger Konservatorium, wo er, ein Lieblingschüler Davids und Röntgens, mit seinem phänomenalen Geigenspiel das größte Aufsehen erregte. Das Leipziger Gewandhaus öffnete sich willig dem blutjungen Künstler, und so trat er in das Leben, von Erfolgen getragen, wie sie wenigen Geigen seines Alters bechieden gewesen sein mögen. Wir finden ihn in den nächsten Jahren bald da, bald dort: als Solisten der Hofkapelle des Fürsten von Schaumburg-Lippe, als Konzertmeister in Gothenburg, in Wien, in Hannover; von diesen Stationen „mit längerem Aufenthalt“ nimmt er Rückfahrkarten nach Nord und Süd, Ost und West, bis endlich der Wandertrieb seiner genialen Natur dem Bedürfnis nach einem ruhigen Amt, das ihm erlaubt, nach innen zu wirken, gewichen war. Dieses Amt fand Sahla in Bückeburg, wo der Künstler hochgeehrt heute noch wirkt: als Hofkapellmeister, als Direktor einer aufblühenden Orchesterschule, eines vortrefflichen Oratorienvereins. Sahla ist als Künstler vielseitig: ein Virtuoso ersten Ranges, blendend in der technischen Herrschaft über sein Instrument, ein Quartettgeiger von feinstem Stilgefühl, ein geschmackvoller Komponist, der die Violin-

litteratur mit gediegenen Gaben bereichert hat und endlich ein Dirigent von starkem Temperament, von echtem, ungekünsteltem Wesen, von Schwung des Gefühls und unbefangenen Blick; so vollendet sich bedeutungsvoll das Bild seines künstlerischen Wirkens. Als Dirigent hat Sahla auch außerhalb Bückeburgs schöne Erfolge errungen, so z. B. in Hamburg, in jener trüben Zeit, da er den auf den Tod erkrankten Hans von Bülow in der Leitung der Bülowkonzerte ablöste. Daß sich Richard Sahla in seiner ebenso reichen, wie mittel-samen musikalischen Natur, in seiner Freude am Musizieren, an fröhlicher Organisationsarbeit um das Musikleben Bückeburgs selbst die größten Verdienste erworben hat, bedarf wohl kaum ausdrücklicher Versicherung.



Prof. Richard Sahla.

Neue mechanische Klavierinstrumente.

Neolianorgel nennt sich ein neues Instrument, das, in Amerika erfunden, in sinureichster Weise eine Verbindung von Harmonium und automatischem Spielwerk (eine Art Orchestrion) darstellt. Die Neolianorgel gleicht in ihrem Äußeren ganz und gar einem Harmonium, und sie wird auch wie ein Harmonium gespielt. Das Instrument kann aber auch durch einen besondern Mechanismus — mit Hilfe von durchlochten Papierrollen — zum Spielen gebracht werden, ohne seinen Charakter als künstlerisches Instrument zu verlieren: der Spieler bleibt nämlich vollkommen Herr über das Stück, das er von dem Instrument sich vorspielen läßt, indem er das Tempo (durch einen kleinen, verstellbaren Hebel) und die Klangfarbe (durch Ziehen von Harmoniumregistern) seinem persönlichen Geschmack und seinem künstlerischen Empfinden gemäß reguliert und abtönt. Das Instrument ist sehr leicht zu handhaben, und dieser Umstand dürfte mit dazu beitragen, das schöne und unbegrenzt ergebige Instrument bald populär zu machen.

Die Neolianorgel spielt jedes Musikstück von dem einfachsten Lied bis zur schwersten virtuellen Komposition. Nachdem man sich die notwendigen Kenntnisse der Handhabung angeeignet hat, kann jedermann auf dem Instrument jedes Musikstück seiner Wahl ganz nach seinem Geschmack spielen, ohne jene mühevollen Abun-

gen, ohne welche es beim Piano oder bei dem gewöhnlichen Harmonium nicht abgeht. Musikstücke, wie Ouverturen und Symphonien, welche wesentlich orchesterlicher Natur sind, wirken, durch die Neolianorgel wiedergegeben, wahrhaft imponant. Das Instrument hat infolge dieser Eigenschaft die Aufmerksamkeit und das Interesse der Musiker und Künstler erweckt und repräsentiert zweifelsohne einen künstlerischen Wert von hoher Bedeutung.

Einen ersten Rivalen hat die Neolianorgel in dem Pianola gefunden. Das Pianola, eine Erfindung der Aeolian-Co. in New York, besteht aus einer Reihe pneumatisch bewegter Finger. Stellt man es vor irgend ein Piano oder einen Flügel, so kann man mittelst perforierter Notenblätter jegliches Musikstück spielen. Man hat nur die Pedale des Pianolas zu bewegen und, um dem Spiel individuelles Leben und Ausdruck zu geben, mit ein paar Handbewegungen Ausdruck, Anschlag und Tempo zu kontrollieren.

Jeder Musikliebhaber ist so imstande, ob er Klavier spielt oder nicht, gute Musik zu machen und sich und andere zu erfreuen. Wie viele Pianos und Flügel stehen für lange Zeit fast unberührt da, weil die Besitzer wegen des mühevollen und langwierigen Lebens das Spielen aufgegeben haben! Das Pianola läßt diese Stummten wieder die graziöse Sprache Mozarts reden, Beetovens in seiner titanenhaften Größe feiern seine Auferstehung, die zauberische Poesie eines Chopin tönt aus dem Instrument, list mit seiner virtuos, blendenden Technik zwingt das Klavier zu orchesterlicher Wirkung bei der Wiedergabe der unvergleichlichen Ton-schöpfungen Wagners. Mit Hilfe dieser wohlthätigen Vorrichtung steht jedem Musikfreund die gesamte Musiklitteratur offen. Und auch das künstlerische Moment fehlt dieser genialen Mechanik nicht. Denn Anschlag, Ausdruck und Tempo hat der Spieler bis auf die feinsten Nuancen unter seiner individuellen Kontrolle. Das Pianola nimmt dem Spieler die mühevollen Technik ab, er kann daher gleich von vornherein seine ganze Sorgfalt auf Ausdruck und Anschlag verwenden. Die Preise für diese beiden Instrumente sind natürlich nicht gering: das Pianola kostet über 1000 M., eine große Neolianorgel sogar 3—4000 M.

Das Madrigal.

Es ist heutzutage wieder üblich geworden, alte Volkslieder zu singen, und sie verdienen auch diese ihnen zuteil gewordene Beachtung. Eine der schönsten früher gebräuchlichen Liedformen ist das Madrigal, dessen Pflege nicht warm genug anempfohlen werden kann. Das Madrigal (Schäfergedicht) ist ein weltlich lyrisches Gedicht, entweder erotischen oder pastoralen Inhaltes und stammt aus der Provence. Von dort kam es nach Italien, wo als der erste bedeutende Komponist eines solchen Dantes Freund Casella genannt wird. Seine für Italien typische Form erhielt es jedoch in Venedig, wo es der große Niederländer Adrian Willaert vorfand und aus dem noch steifen und schwerfälligen Frottole venezianischer Komponisten entwickelte.

Adrian Willaert wanderte wie andere seiner musikalischen Landsleute, z. B. Philipp Verdelot, Jakob Arcabell und Claude Goudimel, Cyprian von Mores, van Boes und Berchem zum Zweck weiterer Ausbildung nach Italien. Im Jahre 1516 begegnet wir ihm unter dem Pontifikate Leos X. Bald darauf ging er nach Ferrara und wurde danach Kapellmeister Ludwigs II., Königs von Ungarn und Böhmen. Im Jahre 1526 verließ er dieses Fürstlichen Dienst, siedelte sich in Venedig an und erhielt dort die Stelle eines ersten Kapellmeisters an der berühmten Markuskirche mit einem Gehalte von anfänglich 70, später 200 Dukaten. Er errang sich hier hohen Ruhm durch seine doppelchörigen — hlichen Hymnen, deren herrliche Klängen die Venezianer höchst treffend bezeichneten, indem sie davon als von einem aarum potabile redeten, „Messer Adria-nos“ Töne also trinkbarem Golde verglichen. Ebenso beliebt wurde er als der eigentliche

Schöpfer des später über ganz Italien, ja Europa verbreiteten Madrigals. Er bildete die bereits genannten Frottoles in einem gefälligeren und volkstümlicheren Geiste um. Bei ihm war das Madrigal ein frei erfundener, weltlicher polyphoner Satz ohne einen die übrigen Stimmen bindenden Tenor und der Ausdruck einer reinen und edlen Liebe. Selten überschritt er diese Stimmung. Fast zu gleicher Zeit waren seine mit ihm in Italien eingewanderten Landsleute Verdelot und Arcabetti in der Vervollkommnung des Madrigals thätig. Dem Beispiele der Niederländer folgten bald italienische Komponisten, eine große Anzahl von Madrigalen entstanden, und auch die berühmtesten Tonsetzer verschmähten es nicht, sich der anmutigen Kunstform zu bedienen.

Palestrina (1524—1594), der Reformator der Kirchenmusik, schrieb geistliche Madrigale, die er dem Papste Sixtus V. widmete. Auch soll er weltliche Madrigale verfaßt haben, denen er aber wegen ihrer allzu freien Texte keinen Namen wieder nahm. Luca di Marenzio (gest. 1599) gab dem Madrigal seine für das XVI. Jahrhundert klassisch gewordene Form in Italien; er komponierte mehrstimmige Madrigale zu dem 1589 gegebenen Intermedium Combattimento d'Apollino col Serpente und erhielt dafür von seinen entzückten Landsleuten den Namen: il più dolce cigno. Im XVII. Jahrhundert wurde das Madrigal durch Recitative und Cantilenen für einzelne Stimmen und begleitende Instrumente erweitert. Dieses geschah namentlich durch Monteverde und Cavalli.

Claudio Monteverde (1568—1651) veröffentlichte zuerst eine Reihe von Madrigalen in altem Stil, dann sechs in der neuen Weise. Sein Schüler Francesco Cavalli (1599—1676) war der getreue Nachbildner dieser veränderten Kunstform, und so ging das Madrigal in Italien allmählich in das „Dramma per musica“ über, mit welchem Namen die Toskaner die Anfänge der Oper bezeichnen.

Von der südlichen Halbinsel verbreitete sich das Madrigal über ganz Europa. In England fand es sorgsame Pflege zur Zeit der Königin Elisabeth und Shakespeares durch den berühmten Lautenspieler John Dowland

(1562—1625), den der Dichter wegen seiner frischen und lieblichen Kompositionen hochschätzte. Wichtiges leisteten auch Tallis und Morley, sowie Hubert Waelreut, dessen Madrigal „An einem Bächlein saß ein einsam Mägdlein“ in weiten Kreisen bekannt wurde.

Der größte deutsche Meister des XV. Jahrhunderts, Heinrich Isaak, war ein hervorragender Madrigalen-Komponist. Wahrscheinlich in Böhmen geboren, weilte er 1480—1492 in Florenz und zwar als Geschäftsträger Kaiser Maximilian I. Später wurde er in Wien unter diesem Kaiser als Symphonista regius (etwa Kgl. Hofkomponist) angestellt und starb 1518. Außer seinem großartigen Offizienwerk, seinen Messen und Motetten versuchte er sich in italienischer weltlicher Musik und im weltlichen deutschen Volksliede. Sein Madrigal: „Innspruch, ich muß dich lassen“ ist berühmt geworden, ebenso „Es hat ein Bau'r ein Töchterlein.“ Die Melodie des erstgenannten ging auf die beiden geistlichen Lieder: „O Welt, ich muß dich lassen“ und auf „Nun ruhen alle Wälder“ über.

Ebenso verdient um das Madrigal machte sich Isaaks Schüler und Luthers guter Freund Ludwig Senft (gest. 1555). Er gab 31 Lieder in der Form des Madrigals heraus.

Der große Niederländer Orlandus Lassus (1520—1594) ist mit unter diese Deutschen zu zählen, weil er seine besten Lebensjahre als zweiter bayrischer Kapellmeister unter dem Herzog Albrecht V. in München zubrachte. Unter seinen dritthalb tausend, größtenteils der Kirchenmusik gewidmeten Werken befinden sich 233 weltliche Madrigale. Hans Leo Hasler, 1564 zu Nürnberg geboren, Schüler der ältern Gabrieli in Venedig, gest. 1612, wurde sowohl durch seine kirchlichen wie weltlichen Kompositionen, in welchen er an seine venezianischen Erinnerungen anknüpfte, berühmt, namentlich durch seine im Jahre 1596 entstandenen Madrigale. Die Melodie eines derselben: „Mein Gemüt ist mir verwirret“ ging später auf das Kirchenlied: „Befiehl du deine Wege“ über. Gleich Gutes im Madrigal leistete Bernhard Wechner aus Nürnberg (gest. 1535). Das bekannteste ist: „Gott behüte Dich!“ Das

Vermaß der Dichtungen, die man zu Madrigalen wählte, war meist jambisch, die Anzahl der Zeilen nicht unter 6, nicht über 13. In der Musik ist das Madrigal das eigentliche Kunstlied des XVI. Jahrhunderts, d. h. da jene Zeit das einstimmige begleitete Lied noch nicht kannte, das 3—7 stimmige Chorlied, das sich von der volkstümlicheren, in Rhythmus und Kontrapunktierung einfacheren Villanelle, Frottole und Ronzonette durch eine kunstvollere Faktur unterschied. Gewöhnlich fußte es auf den Kirchentonarten, doch war die Strenge des Kontrapunktes zur Ammut gemildert. Nur edle, reine Gefühle, meistens das Sehnen der Menschen nach beglückter Liebe sollte in ihm ausgesprochen werden. **Gr. G.**

Kleiner Anzeiger.

Ein praktisches Geschenk stellt die in A. Grauns Verlag, Bittau i/S., erschienene Notenmappe zum Selbstbestimmen von Notenblättern dar. Durch eine mechanische Vorrichtung können in diese Mappe ohne Zuhilfenahme von Nadel und Zwirn oder Klebstoff Notenblätter in großer Anzahl eingebettet und leicht wieder ausgewechselt werden. Die Notenblätter bleiben in dieser Mappe geröhnet, werden von dem Beschnitzmesser oder Zerreißen geschützt und können von dem Instrument nicht herunterfallen. Die Mappe liegt in zwei Ausgaben, in einer gewöhnlichen und einer Salonausgabe vor. Beide Mappen, dauerhaft ausgestattet, können zum Preise von 2 Mk. (2,50 Mk. für die Salonausgabe) von dem obengenannten Verlage, sowie von allen Buchhandlungen bezogen werden.

Redaktionspost.

1. Frage. Kann Jemand genauen Text, Kompositionen und Verlag von folgenden Liedern angeben? 1) Duett, handelnd von zwei sich liebenden Schwwestern, dessen Schluß lautet: „Nun lieben wir beide denselben Mann, hat nun die Lieb' ein End?“ — 2) Das Lied, welches schließt: „Was frag' ich viel nach Gut und Geld, ich nehm' eine Frau, die mir gefällt. Tralalala!“ — Für gütige Auskunft wären sehr dankbar **E. und M. A.**

2. Frage. Ich bitte einen wissenden Dabeimleier um Auskunft, vom wem das Gemälde „Webers letzter Gedanke“ ist und wo es erschienen ist? Nach Aussage dritter Personen stellt es dar, wie Weber auf dem Sterbebette liegt, über ihm schweben Engel; sein Geist scheint dem Fröblichen schon entrückt zu sein. **Weber-Verehrer.**

Herrn L. Sch-rt in Hannover. Nein, das fragliche Musikstück hat mit Weber gar nichts zu schaffen; die sentimentale Beziehung, die der Titel zu dem Komponisten des Freischütz herstellt, ist rein äußerlich.

Martha. Für das „Eigensleben“ der Tassen eines neuen, gut gepflegten Klaviers gibt es nur eine Erklärung: schlechte Mechanik, unsolide Bauart.

In unserer Spielecke.

1. Magisches Kreuz.

a	a	e
e	e	e
i	i	j
l	l	m
n	n	n
r	r	t
u	u	u

Die Buchstaben in den Feldern des Kreuzes sind so umzustellen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und bezeichnen:

1. Einen Minister; 2. einen Festtag; 3. einen viel genannten General des südafrikanischen Krieges.

2. Ergänzungsaufgabe.

G..b — I..b.. — G..t — G..j..d..e.. — i..m..rd..r — M..r — u..d — d..n — M..n..n — a..h — i..n..u..n — F..r — M..h — f..u..tb.. — u..f..e — F..l..r — u..e — F..u.. — U.. — I..e..r — G..r..t — h..f — d..n — a..m.. — B..r..

3. Anagrammaufgabe.

Unter Kamerun Luna Recha Rheber Seine Tajo Aus jedem der obigen sieben Wörter läßt sich durch Umstellung der Buchstaben ein neues Wort bilden. Wer die richtigen sieben Wörter gefunden hat, kann sie so ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben einen Festtag nennen.

4. Füllrätsel.

N	E	U	J	A	H	R	S	T	A	G
.
.
.

Die 33 leeren Felder der Figur sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die senkrechten Reihen bezeichnen:

1. Ein Drama; 2. eine Hauptrolle in einer beliebigen Oper; 3. einen Baum; 4. einen Förderer des Turnens; 5. einen Fluß in Italien; 6. einen Namen in dem Titel eines Gedichts von Schiller; 7. einen preußischen Feldmarschall; 8. eine Landschaft in Arabien; 9. einen deutschen General; 10. einen Gesang; 11. eine Stadt in Osterreich-Ungarn.

5. Arithmetische Aufgabe.

a	b	c
d	e	f
g	h	i

Die neun Buchstaben in den Feldern des Quadrats sollen durch je eine dreiziffrige Zahl so ersetzt werden, daß man ein magisches Zahlenquadrat erhält, d. h. die drei Zahlen in jeder senkrechten, in jeder wagerechten und in jeder der beiden diagonalen Reihen sollen dieselbe Summe, und zwar 1902, ergeben.

Die größte der neun Zahlen soll in dem Felde h, die drittgrößte in dem Felde d stehen. Der Unterschied zwischen jeder Zahl und der nächstgrößeren soll 91 betragen.

6. Zweifilbige Scharade.

Durch Arbeit wirst Du, was die Erste nennt; Doch wirst Du es beständig niemals bleiben. Die Zweite pflegt ein Tier, das hurtig rennt, Zuweilen noch zur Eile anzutreiben. Das Ganze, weit entfernt von Überlegung, Folgt leidenschaftlich jeder Willensregung.

7. Rätsel.

Wasserbewohnerin bin ich; doch in der Wäldere zu sehen, Wird mir gegeben ein Kopf und noch verändert der Fuß.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 13.

- 1. Kapselrätsel. „Christbaum.“ Choral Brahms Staub Margot Julia
- 2. Schieberätsel. GeWiChT Ruprecht Tierkreis Glühlicht Manasse Martha Lachner Schoa Bitseh Recha Renate
- 3. Dreifilbige Scharade. Sylvester (Sol-Better).
- 4. Arithmetische Aufgabe. Die beiden Zahlen 47 und 37.

Kinder-Daheim.

Allerlei Kurzweil.

1. Nähuten- sfilienautomat.

Eine Holz-
scheide, durch wel-
che ein Geldstück
bequem fallen
kann, befestigen
wir an der Rück-
wand eines Brett-
chens (Fig. 4) und
bringen noch zwei
Seitenbretter an,
wie Fig. 2 zeigt.
Den Deckel (Fig.
1) und die Vor-
derwand d ma-
chen wir zum
Aufklappen. Die
Größe, resp. die
innere Weite,
richten wir so ein,
daß 10 bis 15



Fig. 1.

Streichholz-
schachteln bequem hineinpassen. In dem
unteren Teil bringen wir einen Schieber (Fig. 5)
an, welcher durch die
zurückgeschoben wird. In
der Höhe schneiden wir einen
großen Einlaß, durch den das Geld-
stück fallen kann. Eine Platte
darf nur so lang sein,
daß das Geldstück, wenn
der Schieber an
die Stelle a in
die Schublade V
gefahren ist, in
die Öffnung, durch
welche die Streichholz-
ebenen ebenfalls fallen
kann. Nachdem
wir so alles her-
gerichtet und im Innern des
Automaten
noch zwei Schie-



Fig. 2.

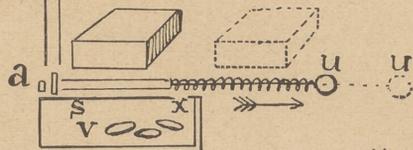


Fig. 3.

nen w (Fig. 2) angebracht, die die
Länge der Schachtelbreite haben
können, werfen wir ein Geldstück
oben in die Scheide; dies wird
bis zum Punkt a (Fig. 3) fallen.
Wenn wir jetzt den Schieber
ausziehen, wird das Geldstück
die unterste Schachtel mitziehen,
dieser fällt in den Behälter y
(Fig. 1) und der Schieber schnell
in seine ursprüngliche Lage wie-
der zurück. Unser Automat ist
fertig und funktioniert tadellos,
auch ist er nicht peinlich, denn
er nimmt fast jedes Geldstück auf.

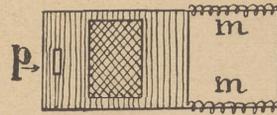


Fig. 5.



Fig. 4.

Aber was für einen Zweck soll er haben?
Schokolade und Bonbons in Streichholz-
schachteln mögen wir nicht; aber im Haus-

2. Auszählrätzel.

„Die räthelhafte Inschrift“.



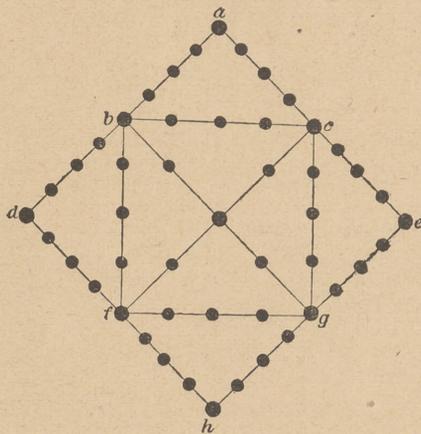
Achtet auf die drei Kleeblätter!

halt kommt es vor, daß wir einen Knopf,
eine Steck- oder Nähnaedel, Garn, Heft-
pflaster, eine Feder oder sonst eine Kleinigkeit
suchen, die in Mamas Nähkasten zuweilen
nicht zu finden ist; gern werfen wir ein 1 oder
2 Pf.-Stück in den Automaten. Was wir
nötig haben, nehmen wir uns aus der Schachtel
hinein. Von Zeit zu Zeit heben wir alle
Schachteln heraus und ergänzen, was etwa an
Vorräten fehlt.

3. Rätsel.

Ich hab' einen Hals, ich hab' einen Bauch,
Keinen Kopf, kein Bein, o Graus;
Und kann ich drum selber nicht laufen auch,
So lauft's doch aus mir heraus. Ph. Sch.

4. Ergänzungsaufgabe.



Die Punkte der Figur sind so durch je
einen Buchstaben zu ersetzen, daß man acht
bekannte Wörter erhält, welche bezeichnen:

- a-d Eine Stadt in Süddeutschland;
- a-e ein musikalisches Instrument;
- d-h einen Schweizer Kanton;
- e-h einen preussischen Regierungsbezirk;
- b-c einen männlichen Vornamen;
- b-f ein deutsches Großherzogtum;
- c-g eine Frucht;
- f-g einen Fluß in Preußen;
- b-g eine Kloppe;
- e-f eine Himmelsgegend.

5. Wechsellrätzel.

Schwere Last nennt es mit d,
Viele Kinder birgt's mit e.

6. Zahlenrätzel.

1 2 3 4 5 6 7
Steht auf manchem Brief geschrieben.
Wollt ihr Rheinlands Karte fragen,
Wird sie euch die Antwort sagen.
Hilfe bringt 6 7 4 3,
Einen Fluß nennt 6 7 2.
4 6 7 in Rußlands Gauen,
7 6 6 am Mast zu schauen.
Manche Maid in unfrem Land
Wird 2 5 5 6 genannt,
Und 5 2 6 jeder kennt
Aus dem Alten Testament.
In des Weltmeers tiefen Gründen
Sucht man 1 6 5 zu finden.
König in der Lüste Reich
Kündet 6 6 7 euch.
Wollt ihr 4 6 7 6 sehn,
Müßt ihr nach Dalmatien gehn.
6 5 5 2 7 als Fluß
Ist des ganzen Rätsels Schluß.

7. Merkrätzel.

Brabant Hessen London Osten
Salvator Syrien Zabern
Die obigen sieben Wörter sind anders zu
ordnen. Dann sind aus jedem Wort zwei
auf einander folgende Buchstaben zu merken.
Wer die Wörter richtig geordnet und die
richtigen Buchstabenpaare gemerkt hat, kann
diese so an einander reihen, daß sie einen
Jahreschluß nennen.

8. Arithmogriph.

1	6	9	9	6	8	17	5	7
2	11	10	10	5	10	20	8	10
3	5	8	5	7	5	12	13	1
4	5	15	16	6	11	10	21	9
5	17	11	18	8	1	18	9	12
1	13	18	18	9	9	7	9	13
6	16	11	7	10	9	13	5	10
5	18	8	1	5	22	9	18	14
7	19	12	5	7	16	11	10	5

Die Zahlen in den 81 Feldern des Qua-
drats sind mit Hilfe der folgenden Angaben
durch Buchstaben zu ersetzen. Jede der neun
waagerechten Reihen soll zwei fünfstellige
Wörter enthalten. Der Endbuchstabe des
ersten Wortes soll zugleich der Anfangs-
buchstabe des zweiten sein.

- Die Wörter bezeichnen: In
- 1a. ein Reich, b. einen Fluß in Italien;
 - 2a. einen Nebenfluß der Seine, b. einen un-
glücklichen Kaiserjohn aus dem Geschlecht
der Hohenstaufen;
 - 3a. ein musikalisches Instrument, b. einen
Namen, der aus der ersten Zeit der Ge-
schichte Roms allgemein bekannt ist;
 - 4a. einen Fluß in den Niederlanden, b. eine
Inselgruppe in dem Großen Ocean;
 - 5a. eine Stadt in Italien, b. eine große
Religionsgemeinschaft, ein Wort, das man
durch Umstellung der Buchstaben des
Wortes Sinla erhalten kann;
 - 6a. einen römischen Feldherrn, b. eine Stadt
in der Schweiz;
 - 7a. eine Stadt an der Weichsel, b. eine Stadt
in der Mark Brandenburg;
 - 8a. einen weiblichen Vornamen, b. einen
männlichen Vornamen;
 - 9a. ein kriegerisches Volk des Altertums,
b. einen Strom in Frankreich.

Sind die richtigen Wörter gefunden, so
nennt die erste senkrechte Reihe den Vornamen
von einer großen Bruderschar. Die Mittel-
senkrechte nennt die Schüler einer Gymnasial-
klasse. Die letzte senkrechte Reihe ergibt einen
weiblichen Vornamen.

Hausgarten.

Zum neuen Jahr den neuen Segen,
 Noch Wasser g'nug hat Gottes Born;
 Hartt fröhlich sein, ihr Kreaturen,
 Bald deckt er die beschneiten Fluren
 Mit grüner Saat und goldnem Korn;
 Zum neuen Jahr den neuen Segen,
 Noch Wasser g'nug hat Gottes Born!
 Gerof.

Zum Rosenschutz.

Die fachkundigen Äußerungen über Behandlung der Rosen in Nr. 6, S. 25, bedürfen für weniger erfahrene Liebhaber der dringlichsten Erinnerung an die Verschiedenheit der Witterung an der Wasserante und im Binnenlande. Wer fern vom Seeklima im Garten auf dem Lande seine Rosen nur mit einer Zeughülle gegen den Winter schützen wollte, würde den allermeisten ihr Totenhemd angezogen haben. In dreißigjähriger Erfahrung habe ich die Erddede als einfachsten und sichersten Schutz erprobt, und nur im vorigen Winter den ersten starken Verlust gehabt, weil ich die eigene Mahnung bei dem andauernden Nachfroßt beschwichtigte und die fehlende Schneedecke nicht durch Tannenreisig oder Laub ersetzte. So sind etwa fünfzig Stämme und zwar nur Theerosen, darunter auch die sonst harte Gloire de Dijon, im Kopf erfroren, während die grünen Zweige und frischen Augen der meisten Gesundheit vortäuschten. Der Stillstand oder Rückgang im Wachstum riet schnell zu genauer Untersuchung, nach der noch eine Anzahl Augen zu sofortiger Beredlung abgenommen werden konnte. Wer über Zeit und Kräfte Verfügung hat, daß er in den wenigen Stunden eines Wintertages mit der nötigen Sorgfalt seine sämtlichen Rosen in die Erde legen kann, der mag sie bis zum Eintritt des Frostes in den Dezember hinein stehen lassen. Nur muß vor dem Niederbeugen die gefrorene Erdruste vom Stamme stets weggegraben werden, um das Zerbrechen zu verhüten. Alles Blattwerk ist beim Zurückschneiden der Zweige zu entfernen und auf die Krone nicht klumpige, sondern feine Erde zu schütten, damit sich nicht Hohlräume bilden, in denen allein Entstehung von Schimmel möglich ist. In bindigem und sehr humosem Boden, der schädliche Nässe aufspeichert, so daß namentlich Koißetterosen schwarz werden, ist über der Erddede bei allen empfindlichen Sorten der Theerosen irgend eine Bedachung dringend anzuraten, die den Regen oder das Tauwasser ableitet. Es genügt schon, das starke Papier von Zuckerhüten über die Erdschüttung nach Größe der Krone zu breiten und mit Erde zu bewerfen. Sonst liefert Dachpappe freiliegende Decken gegen Winternässe, die man durch jährlichen Anstrich von Steinkohlenteer unverwundlich macht. Unwillkommen haben zuweilen eingesezte Augen einen kurzen Austrieb von wenigen Blättern gemacht, den man anders verloren geben muß. Bettet man aber diesen

Trieb in ganz trockenem Torfmull, Kohlenstaub oder Sand, deckt darüber einen Dohlziegel oder eine hinreichend große Topfscherbe und schüttet dann erst darüber die gewöhnliche Erddede, so wird man im Frühjahr die Blätter aus ihrer trocken gebliebenen Umgebung so frisch hervorholen können, wie man sie hineingelegt hat.
 P. Sch.

Schnittfellerie.

Sobald in den Januar- oder Februar-Tagen ein frostfreier Tag es erlaubt, säe man in einem Gartenecken etwas Schnittfellerisamen aus. Eine besonders zarte Sorte hat F. C. Heinemann in Erfurt in dem extra krausen, vielstengligen Sch. in den Handel gebracht. Die krausen Blätter ähneln denen der gefüllten Petersilie, eignen sich vorzüglich als Küchenwürze und geben eine geschmackvolle Garnierung von Schüsseln u. ab. Der Same läßt sich auch ankeimen.
 Pdt.

Helleborus *).

Die auch im Winterschnee im Garten blühende Weihnachtsrose (Helleborus) erfreut sich allgemeiner Beliebtheit. F. C. Heinemann-Erfurt hat mit vieler Sorgfalt Befruchtungsversuche verschiedener Arten angestellt. Die neu gewonnenen Pflanzen haben im Verhältnis zu den früheren den Vorzug einer schöneren Blütenform, eines reicheren Blühens und eines leuchtenderen Farbenspiels. Besonders seien empfohlen Frau Irene Heinemann (hellbräunlich-purpurrosa), F. C. Heinemann (dunkelpurpurn), Kommerzienrat Benary (orchideenartig, schneeweiß).
 Pdt.

Gartenspuk.

Je heftiger der Wintersturm unsere entblätterten Obstbäume während der Zeit der „Wölfl Nächte“ schüttelt, desto reicher werden die Bäume im nächsten Jahre tragen — nach dem Glauben der Bauern in der Weizner

* Bezgl. Hausg. 1900/01 Nr. 13; dort auch die Abb. aus dem Heinemannschen Preisbuch, die wir heute noch einmal bringen.

Bezug. Auf eine reiche Obsterte rechnen diese auch dann, wenn die „heurigen“ diesjährigen Äpfel und Birnen recht viele und volle „Knidchen“ d. h. Kerne tragen. C. Böchner.



Abb. 1. Schnittfellerie, aromatischer, extra krauser, vielstengliger.

von Baumdrütel, je nach der Größe der Wunde 1 bis 2 cm hoch, bestehend aus zwei Teilen Kuhfladen und einem Teile Lehm; das Ganze wird mit Leinwand (Sattleinwand) überzogen und mit einer Schur geeignet festgebunden. Als geeignetsten Zeitpunkt zu Bekämpfung des Pilztrebs ist im allgemeinen die Zeit der Vegetationsruhe der Bäume anzusehen, da sich das Mycelium des Pilzes während dieser Zeit, wenn auch mit Unterbrechungen, am stärksten entwickelt. Während des belaubten Zustandes kann sich der Pilz deshalb weniger entwickeln, weil ihm weniger Wasser, welches fortwährend durch die Blätter absorbiert wird, zur Verfügung steht. Regenperioden oder ein nasser Sommer sind seiner Entwicklung auch während dieser Zeit günstig. Zu bemerken ist noch, daß die ausgeschnittenen, infizierten Holz- und Rindenteile zu sammeln sind, da durch die darauf befindlichen Fruchtlager Konidien und Schlauchsporen weiter verbreitet werden. Zur Abwehr tierischer Angriffe, sowie gegen Pilzinfektion sei das Bestreichen der gefährdeten Wunden und Wundränder bei den krebsähnlichen Wunden mit dieser Kalkmilch empfohlen. Auf die Ausführung dieser Arbeit ist deshalb Gewicht zu legen, weil es erwiesen ist, daß der Krebspilz vorwiegend ein Wundenschmarotzer ist, somit jede Wunde, ob frisch oder veraltet, den Ausgangspunkt für den Pilztrebs bilden kann.

Gartenapotheke.

Für die Heilung der Krebswunden an Apfelbäumen ist das Gaucher'sche Verfahren zu empfehlen. Gaucher bekämpft den Krebs durch Ausschneiden der Wunde und Anbringen einer kleineren oder größeren Anzahl von Längsschnitten, je nach der Stärke des Astes oder Stammes bezw. der Größe der Wundstelle, welche mindestens 10 cm über und unter der erkrankten Stelle beginnen müssen. Gegen die Verwendung von Teer verwahrt sich Gaucher; denn wird die Wundfläche mit Teer bestrichen, so kann eine Infektion schließlich auch an den nichtverwundeten Längsschnitten stattfinden, wenn diese nicht auch verwahrt werden. Er empfiehlt, ähnlich dem alten Oberpfarrer Christ, das Auftragen



Abb. 3. Spargelsalat.

Gartenpost.

v. S. in B. über Vogelschutz durch Winterfütterung und Brutplanzanlagen (Gebüsch) vergl. Hausgarten 1898/99, Nr. 8 und 12, 1899/1900, Nr. 29, 1900/01, Nr. 16.

103, Berlin. Spargelsalat s. Abbild. 3 (Hausgarten 1900/01, Nr. 28).

Daheim-Anzeiger.

(XXXVIII, Nr. 14. Ausgegeben am 4. Januar 1902, geschlossen am 21. Dezember 1901.)

Aufnahmegebühren: Die vierspalt. Nonpareille-Zeile oder deren Raum 1 M. 25 Pf.; im Personal-Anzeiger: 1 M. Angebotene Stellen 80 Pf. (Eine Zeile enthält 11 Silben).

Gesuchte Stellen 60 Pf. (Eine Zeile enthält 11 Silben). Die Aufträge für Anzeigen sind gefl. zu richten an die **Daheim-Expedition** (Abt. f. Inserate) in Leipzig, Friedrich Auguststraße 2.

Briefkasten der Redaktion.

Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind mit dem Vermerk „Briefkasten“ zu versehen. **Direkte Auskünfte erteilen wir nicht** oder doch nur in den seltensten Fällen und zwar nur an Abonnenten und auch dann nur, wenn die nötigen Briefmarken beigelegt waren. Unverlangt eingeschickte **Gedichte** senden wir nur zurück, wenn wir die nötigen Briefmarken in der Sendung vorfinden.

Junger Leser in Meissen. Die sächsische Landeslotterie besteht seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts, also fast 200 Jahre. Über die ersten Anfänge derselben gibt ein Schriftstück vom Jahre 1714 interessante Auskunft. Danach begann die erste Ziehung dieser Lotterie am 5. März 1714 durch vier öffentlich dazu verpflichtete Personen im großen Saale der Leipziger Börse am Raschmarkt, gegenüber von Auerbachs Keller. Der Fonds bestand aus einer Million Meißnische Gulden, das erste „große Los“ bezifferte sich auf beiseidene 200 Thaler — gegen jetzt (im günstigen Falle infl. Prämie) 700 000 Mark. Das Geld wurde zusammen gebracht, indem zuerst 6000 Nummern zu vier Groschen ausgegeben und dadurch 1000 Thaler erlangt wurden. Dies wurde fortgesetzt, so lange sich Verkäufer fanden. Je 20 v. S. der Einnahmen verfiel dem Armenfonds. Der Reinertrag betrug in diesem ersten Jahre ganze 3400 Thaler.

Fr. v. S. — ow in B. — in. Die Deklarationspflicht bei der Einkommensteuerveranlagung wird aus ethischen und praktischen Gründen von einer gewissen

Höhe des Einkommens abhängig gemacht (so in Sachsen von 1600 M., in Österreich von 1000 fl. an). In Preußen wird es, wie es das Einkommensteuergesetz vom 24. Juni 1891 vorschreibt, dem Vorstehenden der Veranlagungskommission überlassen, von allen, welche mit einem Einkommen von mehr als 3000 M. veranlagt sind, auf öffentliche Aufforderung hin, von den übrigen nur auf besondere Aufforderung die Deklaration zu verlangen. In Preußen ist ein Steuerzuschlag von 25 % als Strafe für denjenigen festgesetzt, welcher es unterläßt, auf Grund einer nochmals an ihn gerichteten Aufforderung sein Einkommen zu deklarieren. — Wir haben bei der Beantwortung dieser Ihrer Frage Brochhaus' Konversations-Lexikon zu Rate gezogen, daß jetzt in vierzehnter, vollständig neu bearbeiteter Auflage in einer sogenannten Jubiläums-Ausgabe erscheint. Der vierte Band liegt in einem prächtigen Bande fertig vor. Das großartige Werk, eine Auskunft der größten Art, das älteste seiner Art in Deutschland, ist seinen Traditionen treu geblieben und behauptet in seiner wunderbaren, fast unfehlbaren Mannichfaltigkeit, in dem wissenschaftlichen Ernst, in der praktischen Übersichtlichkeit, der vortrefflichen Ausstattung, den schönen, den Text erläuternden bunten Tafeln, Karten, Plänen und Abbildungen immer noch mit den ersten Rang unter den deutschen Enzyklopädiën. Das große Nachschlagewerk wird übrigens in mehreren Jahren sein hundertjähriges Jubiläum feiern können. Sein Begründer, Friedrich Arnold Brochhaus ließ sich im Jahre 1810 in Altenburg nieder, wo er das von ihm bereits im Jahre 1808 angekaufte Böbelsche Konversations-Lexikon ausbaute, verbesserte

und allmählich zu dem epochemachenden Werte umschuf, als welches wir es heute noch kennen und schätzen. Später siedelte die Firma nach Leipzig über und wurde eine der größten deutschen Buchhandlungen.

Dr. B. in Dr. Ihre Frage wollen wir gern veröffentlichen: Kann die Redaktion des Daheim vielleicht den Verfasser des nachfolgenden Gedichts ermitteln?

Die Spur des Menschen.

Es eilt das Kind mit leichtem Herzen
Durch seines Daseins sel'ges Glück
Und läßt dabei von seinen Füßchen
Im Sand kaum eine Spur zurück.

Dem Jüngling wird das Herz schon schwerer
— Er trägt noch andre Herzen mit —,
Und tiefer drücken sich die Spuren
Im Sande ab bei jedem Schritt.

Und immer tiefer, immer tiefer
Drückt sich des Mannes Sohle ab,
Bis endlich wird die Menschenfährte
Zu einem tiefgehöhten Grab.

Ch. v. S. in F. Der Namenszug im türkischen Wappen, den auch die türkischen Briefmarken tragen, sieht bei flüchtiger Betrachtung wie eine Hand aus, und es soll auch eine solche vorstellen und zwar die von Sultan Murad I. (1359—1389). Man erzählt sich über die Entstehung des Bildes folgendes Geschichtchen: Die Stadt Ragusa in Dalmatien wollte eine Kirche bauen und bedurfte dazu der Genehmigung des Sultans. Es wurde daher dem Herrscher ein Erlaubnis-schein vorgelegt, den er unterschreiben sollte. Murad jedoch konnte nicht schreiben, denn mit seiner Gelehrsamkeit war's nicht weit her. Dessen ungeachtet

wußte er sofort, was er zu thun hatte: er tauchte die flache rechte Hand mit samt den Fingern etwas ins Wasser und brühte sie naß auf das Schriftstück ab. Dabei waren die drei mittelfsten Finger eng aneinander, während die beiden leichtgebogenen anderen von jenen ersten abstanden. In den leeren Raum nun zwischen dem kleinsten und den drei Mittelfingern schrieb der erste Schreiber den Namen des Sultans und seines Vaters ein, sowie seinen Stand und die Beifügung „el muzafar daima“, d. h. Sieger ohne Unterbrechung. Im Laufe der Jahrhunderte blieb die Tugra selbst, so heißt das türkische Wappen, unverändert, nur die Namenszüge darunter wechselten nach den aufeinanderfolgenden Sultanen.

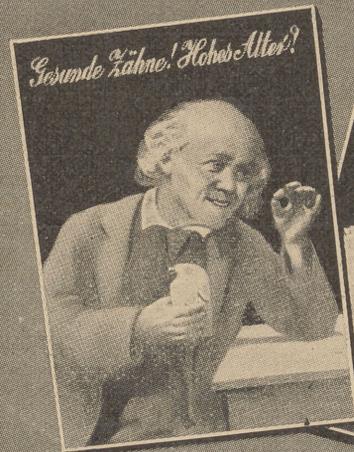
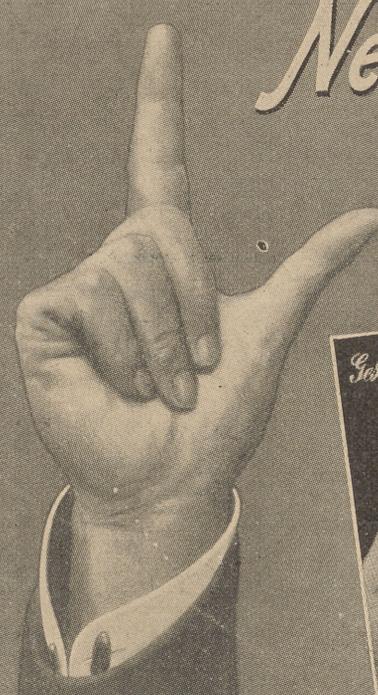
Berth. B. in S. In dem bei J. M. Spaeth in Berlin erschienenen, sehr umfangreichen und mit vielen Bildern geschmückten, populär geschriebenen Geschichtsbuch: „Napoleon I. Das Erwachen der Völker“, herausgegeben von Dr. Julius v. Pflug-Gartung, finden Sie das, was Sie wünschen. Diese geschichtliche Darstellung, die von mehreren Mitarbeitern, zum Teil von Fachmännern ersten Ranges, herrührt, gehört zu dem besten, was über Napoleon I., seine Leute und die Ereignisse seiner Zeit geschrieben worden ist. Die eingefügten Abbildungen zählen nach Hunderten und sind den besten erreichbaren Originalen nachgebildet.

J. S. in L. fragt, wer der Verfasser des Gedichtes ist, in dem zwei Zeilen lauten: — und aus dem Nebel taucht mein Vaterhaus, — und die Gloden meiner Heimat läuten.“
Rektor F. B. in B. Westen Dank! Bereits früher erledigt!

(Fortsetzung Seite 31.)

Neujahrs-Mahnung!

Bedenke, dass Gesundheit regelmässige Zahnpflege bedingt.



Gebr. Schmidt's Biscuits

Sahne-Cakes, Hafer-Cakes, Kolonial-Biscuits, Feinste Wiener Dessert-Biscuits.

sind die besten!

Lommatzcher Biscuitfabrik, Gebr. Schmidt, Lommatzsch i/Sa.

14351]

Knorr's Suppentafeln Knorr's Erbswurst

in ca. 40 verschiedenen Sorten.
Jede Tafel à 100 Gramm liefert, nur mit Wasser zubereitet, in 15 bis 25 Minuten eine für 5 bis 6 Personen ausreichende, vollständig fertige Suppe, welche Fleischbrühe, Gewürze und alle sonstigen Zutaten enthält! Unübertroffen im Geschmack.

mit und ohne Speck — mit Julienne — mit Schinken — mit Schweinsohren — zur raschen und bequemen Bereitung kräftiger Suppen nach Hausmacherart.
In 1/8, 1/4 und 1/2 Kilo-Packung überall zu haben.

Ergänzung der täglichen Nahrung

mittelt kleiner Quantitäten von

Dr. Hommel's Haematogen

(gereinigtes, concentrirtes Haemoglobin, D. R.-Pat. Nr. 81391, 70,0, chemisch reines Glycerin 20,0, Wein 10,0)

bewirkt bei Kindern jeden Alters wie Erwachsenen

schnelle Appetitzunahme * rasche Hebung der körperlichen Kräfte * Stärkung des Gesamt-Nervensystems.

Warnung vor Fälschung! Man verlange ausdrücklich „Dr. Hommel's“ Haematogen. Von Tausenden von Ärzten des In- u. Auslandes glänzend begutachtet!

„Liederquell“

251 Volks-, Vaterlands-, Soldat-, Jäger- u. Commercieder, berühmte klass. mod. u. geistl. Gesänge f. 1 mittl. Singstimme. m. leicht Pianobg. einger. v. Wilh. Tschirch. Preis M. 3. — Fein gebd. M. 4.20. Lyra: „Die Sammlg. hat nicht ihresgleichen.“ Steingraber Verlag, Leipzig.

XXVII. Jahrgang.

Der Dilettant,

Musterbl. f. Laubsg., Schnitz-, Einlege-, Flach- u. Kerbschn., Holzbrd.- etc. mit entspr. Text, p. Jahr 12 Nummern mit 36 Originablg. 4 M. (direkt 4.50). Probenummern 20 Pf. Mey & Widmayer, München.

Gegen Asthma-, Brust-,

Lungenleiden!

Illustr. Broschüre über durchaus reelle, ärztlich erprobte Heilmethode ohne Berufstörung (keine Kurfischerei od. inneres Medizineren). Enorme Erfolge u. Anerk. vorh. Gegen Einsendg. von 50 Pf. in Marken frko. Sulfatovin-Compagnie. [14840 Niederlösnitz-Kötzschenbroda.

Briefmarken, Auswahlbücher, reell u. billig, sendet an Sammler das Markenhaus i. Bethel 17 b. Bielefeld.

Atelier für Kerbschnitzerei.

Unterricht, Werkzeuge, Vorlagen, Holz, Preisl. gratis durch Frau Clara Roth, Berlin W., Südgewir. 84a, II. [14692

Tausende von 14531

Malvorlagen

Künstlerfarben, Malutensil. etc. jed. Genres. Ansichtsendung. auch an Private bereit willigst. — Illustr. Katalog 75 Pf. in Briefm. Walter Möschke (Möschke & Schliephak), Leipzig, Crusiusstr. 8.

Schäfer & Koch LEIPZIG

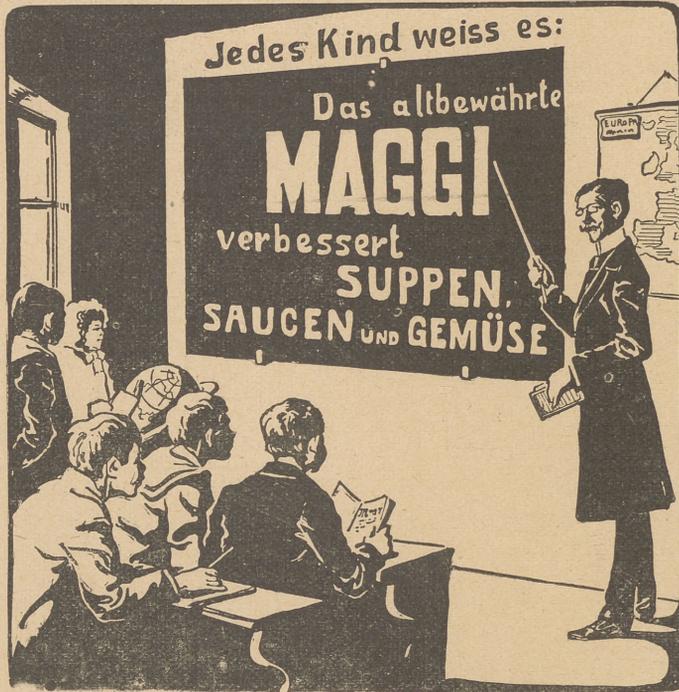


Photographische Vergrößerungen nach jeder Photographie Künstlerische Ausführung Ähnlichkeit u. Haltbarkeit garantiert. Prospekt gratis u. franco. Schönstes Geschenk. Prospekt gratis u. franco.

1000

echte Briefmarken, wor. 200 verschied., enth. Congo, Venez., Chile, Türk., Oeyl., Argent., Austral., Span., Bulgar., Madagask., Aegypten, 1 Mark. Japan, Finnland etc. nur Porto 20 Pf. extra. Kasse voraus. Paul Siegert, Hamburg.

WIR KENNEN Feine bessere, lusterregendere u. lust-erhaltendere, ja Luft und Freiheit ergebendere Schule (Signale f. d. musik. Welt). * G. Hamm, Klavier- u. Melodienlehrer. * A. 4. Hüb. 4. 80. Prachtb. 5, 20. 153. Aufträge. Steingraber Verlag, Leipzig.



Fritz Borstell's Lesezirkel

verbunden mit der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin NW. 7. Grösstes deutsches Bücher-Leih-Institut von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache. Lager über 500 000 Bände. Jahres-Abonnements nach auswärts: 4 Bände 8 Bände 12 Bände 25 Bände 50 Bände 30 M. 40 M. 50 M. 90 M. 175 M. Vierteljahres-Abonnements: 10 M. 13 M. 15 M. 30 M. 50 M. Wechselzeit beliebig. — Emballage frei. — Prospekte gratis. [14594

Photogr. Apparate zu allen Preisen, schon v. 3 M. an. Catalog gratis. Ev. Teilzahlung. Emil Wünsche, Jnh. O. Falcke, Leipzig, Salzgässchen 7.

Für Kunstfreunde.

Unser neuer reich illustrierter Katalog für 1902, welcher eine Auswahl der besten und beliebtesten Kunstblätter nach klassischen u. modernen Meistern enthält, bietet eine Fülle von Anregungen zur künstlerischen Ausschmückung jedes behaglichen Wohnraumes. Franko-Zusendung geg. 80 Pf. in Postmarken. Photographische Gesellschaft, Kunstverlag, Berlin C., Stechbahn 1.

Hochfeine Harzer Kanariensänger m. d. edelst. Gesangstour, versendet streng reell geg. Nachn. u. Garant. d. Werth. u. gesund. Anknnt zu 8, 10, 12, 15, 20-30 Mk. auf 8 tag. Probezeit. Kräftige, gesunde Zuchtweibchen, Stück 2 M. Preisliste gratis. Brühl's Kanarienzucht, Kötzschenbroda.

Ruhemöbel für Kranke Rollstühle Schlafsessel mech. Keilkissen Tragstühle Bettische Krankenfahrstühle. Vereinigte Fabriken C. Maquet Heidelberg u. Berlin NW., Karlstrasse 27. Kataloge gratis und franko.

Photograph. Apparate schon von 3 M. — an, bis zur feinsten Ausführung, sowie sämtl. Bedarfsartikel zu billigsten Preisen. Katalog gratis. Hess & Sattler, Wiesbaden 12.

Palmer, Kappus & Cie. in Jerusalem. Generalvertretung: Adolph Klett, Hirschstr. 30, Stuttgart. [15270

Orientreisen

Frühjahrsreisen nach Aegypten, Palästina, Griechenland, Türkei, Nilreisen. Abfahrten der Gesellschafts-Reisen am 6. und 13. Februar, 6. 13., 20. März und 6. April 1902. Reisedauer 19-75 Tage. Preise M. 690-3100 je nach Umfang der Reise. Für Einzelreisende vollständiges System von zusammenstellbaren Rundreisescheinen, auch für Landaufenthalt, Führer, Besichtigungen etc. Ausführliche illustrierte Programme kostenfrei durch obige Generalvertretung, ferner durch J. J. Hesselschwerdt in Frankfurt a. M., Kronprinzenstr. 30 und Lic. Dr. Benzinger, derzeit in Kairo, per Adr.: Hornstein, Peristiani & Co.

Bilder Fritz Reuters



Werken, von Hans Stubenrauch, mit begleitet. Text von B. Warneke. In 23 Lieferg. (14 tägig) à 50 Pf. Zu bez. durch jed. Buchhandlung. Für jeden Kenner Fritz Reuters ist dieses Prachtwerk von größtem Interesse. Bilder wie Text voll Humor, würdig den beliebtesten Werken Reuters. Für jeden Nichtkenner Reuters sowie für den, der die plattdeutsche Sprache nicht beherrscht, bildet dieses Werk einen Führer und dient dazu, ihm einen Einblick und ein Verständnis für die Meisterwerke unseres größten niederdeutschen Humoristen zu gewähren. — Lief. 1 zur Probe geg. Einsendg. von 50 Pf. in Briefmarken all. Länder vom Verlag Rich. Göttsch. Nachf. (H. Krüger), Berlin W., Bülowstr. 51 V. [1457

Wer Buchführung perfect Rechnen, Correspondenz, Konforarbeit lernen und seine Stellung verbessern will, verlange **Gratis Prospect** des brieflichen prämierten Unterrichts. Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut. **Otto Siede-Elbing** Gerichtlicher Buchrevisor etc.

D.R.G.M. Geisha-Kartenbriefe. D.R.G.M. Reizende Neuheit. Vortrefflich als Geschenk. Elegante Kassetten zu 12 Stück. Erhältlich in besseren Geschäften der Papierbranche; wo nicht zu haben, versenden gegen Einsendung einer Mark eine Kassette mit 12 Mustern franko. [15300 Deutsche Kartenbrief-Gesellschaft, Halberstadt 5.

Briefkasten der Redaktion. (Fortsetzung.)

Stud. Weinb. Sp. in Am. Gewiß gibt es ein „Handbuch der Wintertouristik“, wie sie sich ausdrücken, und zwar ein ganz vorzügliches! „Das Riesengebirge im Winter“ von Verthold Lauffenhan Breslau, Schlesiſche Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt von E. Schottlander) berichtet zunächst über die Geschichte und die gesundheitliche Bedeutung der Winterreisen sowie über die Witterungsverhältnisse des Riesengebirges im Winter; beschreibt sodann den Schlittenport, Schneeschuhport und den Wanderport, und bringt endlich anschauliche und liebevoll durchgeführte feuilletonistische Skizzen aus der Natur und dem Leben des wintertlichen Riesengebirges sowie eine Geschichte und eingehende Beschreibung der Bauden. Mit bewundernswürdigem Fleiß ist hier ein sehr reiches und überaus interessantes Material zusammengetragen. Der Verfasser ist ein begeisteter Verehrer des Winterports, und sein Buch wird sicherlich dazu beitragen, vielen wanderproben, gesunden Männern Mißbehagen Schneereich als ein begehrenswertes Ziel erscheinen zu lassen. Sie werden an dem übrigen auch reich illustrierten Buche Ihre Freude haben.

Briefkasten des Sammler-Dehim. Ingen. B. in Ig. M. Alois Wormier, Münzenhandlung, Wien I., Rärntnerstr. 31.

versendet an Interessenten gratis und franko seinen eben erschienenen Katalog von 1187 veräuflichen Münzen und Medaillen. Mittlere Sammler und Anfänger werden vielfach zu mäßigen Preisen finden. Eine besondere Seltenheit ist der Braunschweig-Calenbergische Kommunion-Sechsgrocher von 1556.

Gesundheitsrat.

M. in S. Nervenfluid hat keinen Zweck. Die Klinik für Sprachstörungen von Dr. Hermann Guzmann, Berlin-Bezoldorf, ist jedenfalls empfehlenswert. Gutmann ist Arzt und beherzigt nicht nur die Untersuchung auf funktionelle Störungen im gesamten Sprachapparat, sondern hat auch seine eigene bewährte Methode. Außerdem wäre aber in Berlin Gelegenheit, jeden anderen Spezialisten zu konsultieren, wie Hals- oder Nervenautoritäten. Dabei gibt es Wohnung und Unterhalt für alle Verhältnisse, Anregung und Abwechslung besonders für nervöse Leute. Dr. B.

Rechtsrat.

Frage: Seit Mitte vorigen Jahres war ich in einem größeren Geschäft tätig. Im Frühjahr erkrankte ich an Gelenkrheumatismus und konnte bis jetzt noch nicht von dem Leiden befreit werden, auch noch nicht wieder meinen Beruf ergreifen. Die Ursache der Erkrankung ist in erster Linie in dem un-

gesundem, schwammigen Geschäftstlofal zu suchen. Außerdem verweigerte der Prinzipal die Herausgabe der zur Erlangung einer normalen Zimmerwärme nötigen Menge Kohlen, auch trug die übermäßig lange Arbeitszeit sowie die Verzögerung der Mittagspause auf eine Stunde im Monate Dezember dazu bei. Pflege sowie die Behandlung der Krankheit hat mir ziemlich hohe Kosten verursacht, dazu kommt die noch immer fort-dauernde Erwerbsunfähigkeit. Meine Frage geht dahin, ob eine Schadenersatzklage mit Erfolg durchzuführen wäre und welchen Betrag ich beanspruchen könnte, da Rheumatis-mus, auch wenn er anscheinend geheilt ist, in einiger Zeit wiederkehren kann.

B. F. in W.

Antwort: Für die Beantwortung Ihrer Frage kommt § 62, Abs. 1 u. 3 des Handelsgesetzbuchs vom 10. Mai 1897 in Betracht: (Abs. 1) „Der Prinzipal ist verpflichtet, die Geschäftsräume und die für den Geschäftsbetrieb bestimmten Vorrichtungen und Gerätschaften so einzurichten und zu unterhalten, auch den Geschäftsbetrieb und die Arbeitszeit so zu regeln, daß der Handlungsgehilfe gegen eine Gefährdung seiner Gesundheit, soweit die Natur des Betriebs es gestattet, geschützt und die Aufrechterhaltung der guten Sitten und des Anstandes gesichert ist.“ (Abs. 3) „Erfüllt der Prinzipal die ihm in Ansehung des Lebens und der Gesundheit des Handlungsgehilfen obliegenden Verpflichtungen nicht, so finden auf seine Verpflichtung zum

Schadenersatz die für unerlaubte Handlungen geltenden Vorschriften der §§ 842 bis 846 des Bürgerlichen Gesetzbuchs entsprechende Anwendung.“ Der Prinzipal, welcher durch Verletzung der im § 62 Abs. 1 ihm auferlegten Pflichten eine Erkrankung seines Handlungsgehilfen herbeigeführt hat, muß sonach nicht nur sämtliche durch diese Krankheit verursachten Kosten tragen, sondern auch für alle Nachteile aufkommen, welche die Krankheit für den Erwerb und das Fortkommen des Betroffenen zur Folge hat. — Um jedoch eine Schadenersatzklage mit Erfolg durchzuführen, würden Sie den Beweis erbringen müssen, daß Ihre Erkrankung an Rheumatis-mus durch das schuldhafteste Verhalten des Prinzipals herbeigeführt ist. Ob Sie diesen Beweis werden führen können, vermögen wir nicht zu beurteilen, das hängt von den tatsächlichen Umständen und dem ärztlichen Gutachten ab. Die lange Arbeitszeit und die kurze Mittagspause im Dezember dürften wohl kaum als Ursache Ihrer Erkrankung mit in Betracht kommen. Die Frage, welchen Betrag Sie beanspruchen können, vorausgesetzt daß Ihr Prinzipal zum Schadenersatz dem Grunde nach verpflichtet ist, läßt sich von hier aus schlechterdings nicht beantworten; das müssen Sie sich selbst nach den einzelnen Vorken (ärztliche Behandlung, Apothekereckung, sonstige Kurkosten, Ausfall an Verdienst, sonstige der Erwerbsun-fähigkeit u. f. w.) berechnen.

Aufruf.

Emma-Heim zu Bad Nauheim in Hessen.

Ausbildung von Kinderpflegerinnen und Kinderkrankenpflegerinnen.

Bis vor einigen Jahren war es für Frauen und Mädchen gebildeter Stände schwer möglich, sich selbständig zu machen und ihren eigenen Weg allein durchs Leben zu bahnen. Es war bis dahin der Beruf der Lehrerin, Erzieherin, Gesellschafterin, auch der Stütze der Hausfrau vorhanden. Es hat sich der Frauenwelt ein neuer Berufs-zweig geöffnet und zwar der, der Kinderkrankenpflegerin; für echt weibliche Naturen, welche von den Verhältnissen gezwungen sind, auf eigenen Füßen zu stehen, um sich ihren Unterhalt zu verdienen. Für solche Charaktere ist der Beruf einer Kinderpflegerin und Kinderkrankenpflegerin ein sehr empfehlens-werter. Wie oft ist die Mutter durch Verhältnisse gezwungen, sich nicht um ihre Kinder kümmern zu können; grade in den ersten Jahren bedarf das Kind für die körperliche Entwicklung einer großen Sorgfalt. Der beste Einfluß und die größte Gewissenhaftigkeit ist darauf zu verwenden, daß nur Gutes und Edles auf das Kindergemüt wirkt. Da ist eine gebildete Kinderpflegerin auf ihrem Platz. Mit dem Kinde vertraut die Mutter ihr ihr theuerstes Gut an; um dieses Vertrauen genießen zu dürfen, muß die Pflegerin durchaus eine gründliche Ausbildung genossen haben und Kenntnisse in der Kinderpflege und Kinderkrankenpflege besitzen. Diese zu erlangen ist, wie angeeignet, für Frauen und Töchter gebildeter Stände auf einen praktischen lohnenden und reichen Segen bringenden Beruf hin-gewiesen. Im Emma-Heim, Bad Nauheim, welches Kinder besserer Stände

aufnimmt und seit einer Reihe von Jahren besteht, werden Kinderkranken-pflegerinnen theoretisch und praktisch ausgebildet. Die Gründerin und Vorsteherin ist Frau Sanitätsrat Müller, die Gattin des in Bad Nauheim seit vielen Jahren praktizierenden Arztes Sanitätsrat Dr. Müller, eine Dame, die wissenschaftlich und praktisch in der Krankenpflege aus-gebildet ist und sich in derselben sowie um die Ausbildung der Kinder-pflegerinnen große Verdienste erworben hat. Der Unterricht und die Anleitung liegt in den Händen von zwei Ärzten und Frau Sanitätsrat Müller. Sie hat für die Ausbildung und Vervollkommnung der Schüle-rinnen Sorge zu tragen; ihr zur Seite stehen zwei geprüfte Oberschwester-nen. Der Kursus dauert 7 Monate, vom 1. April bis 1. November. Die Teil-nehmerinnen müssen im Alter von 18 bis 37 Jahren sein. Der Pensions-preis ist für den Monat 30 Mark, die Ausbildung und die Vorträge der Ärzte sind kostenlos. Der Zweck der Ausbildung ist, Töchtern aus ge-bildeten Familien einen Wirkungskreis zu gründen. Nach Beendigung des Kursus findet eine Prüfung statt. Hat die Schülerin sich gut bewährt, gewährt ihr das Mutterhaus Emma-Heim drei Jahre lang Schutz, Rat und Aufnahme, um vom Hause aus neue Stellung zu suchen. Da die Nachfrage nach Kinderpflegerinnen eine große ist, finden die Pflegerinnen sofort Anstellung. Das Anfangsgehalt beträgt das Jahr 360 Mark. Prospekte, die nähere Auskunft geben, werden gratis versandt. [1459]

Polyphon-Musikwerke Selbstspielende u. zum Drehen mit auswechselbaren Metall-Notenscheiben v. 20 Mk. aufwärts. Phonographen Gramophone nur erstklassige, tadellos funktionierende Apparate mit Wachswalzen u. Hartgummipfatten v. 20 Mk. aufwärts. Photographische Apparate aller Systeme, sowie sämtl. Zubehör Lieferung aller Artikel geg. mässige Monatsraten v. 2 Mk. an. u. Ersatzteile. Nur erstklassige Fabrikate. Jll. Spezialkataloge üb. jeden Artikel gratis u. franco. Bial & Freund in Breslau II.

Orthopädisches Institut, staatl. konzess., von Katharina Wegner, Berlin W., Bülowstr. 22., nahe d. Potsdamerstr. Prämiert für hervorragende Leistungen auf der Ausstellung für Krankenpflege, Berlin 1899. Jury nur erste Berliner medicin. Autoritäten. Behandlung ohne kostspiel. Stützkorsetts; Prospekte postfrei. Referenzen behandelter Patienten zur Einsicht. Sprechst. nur Wochentags 12-1 Uhr. 15077] Photographie eines 18-jährigen Mädchens vor und nach 6 monatlicher Behandlung

Königl. Sächs. Landes-Lotterie 100 000 Lose, 50 000 Gewinne. Höchstgewinn evtl. 1 Million Mk. 1. Klasse Ziehung 7. u. 8. Januar 1902. Gewinn-Auszahlung ohne jeden Abzug. Lose versendet das 1/1 1/2 1/3 1/10 Volllos A. 250 125 50 25 franco für alle 5 Klassen inklusive Liste u. Porto die konzessionierte Kollektion von Herrmann Mühlner, Dresden-A. 1415]

Ronnefeldt's Thee wird allgemein gelobt und weiterempfohlen. Proben der 4 Hauptsorten Mk. 1.— „Franco“. Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

G. Danner's Theater-Buchh., Mühlhausen i. Th.

Theater-
Aufführungen
jeder Art.

Neitere Aufführungen mit Gesang für Damen

Singspiele,
Lebende Bilder,
Lieder.

für 3 und mehr Damenstimmen mit Klavierbegleitung.

Ein Gratulationsbesuch.

Humoristische Scene mit Gesang für 5 Damen.
Text und Musik von M. Legov.
Komplett mit Stimmen M. 3.—
Personen:
Frau Hofrat Müller.
Frau Schulze.
Frau Lehmann.
Frau Meier.
Gisette, Dienstmädchen (Sprechrolle).
Frau Müller ist „Hofrätin“ gemorden! Die „guten Freundinnen“, welche vor Neid fast vergehen, kommen nun zum Gratulationsbesuch. Eine feinsatirische Scene von sicherer Wirkung.

Ein musikalisches Kaffeekränzchen.



Humoristische Scene mit Gesängen nach bekannten Melodien für 6 Damen von P. R. Lehnhard.
Musik von M. Schmidt. M. 3.—
Für alle lustigen Gesellschaften bildet der „Kaffeekränzchen“ eine stets beliebte und sehr erheiternde Aufführung. Da nun bei obiger Ausgabe jede Rolle und die fast übertriebene Kostümierung aus Großmutter's Kleiderschrank eine sehr dankbare Aufgabe für die mitspielenden Damen bildet, so können wir diese Scene zur Aufführung bei jeder Gelegenheit (auch Volterabend und Hochzeit) bestens empfehlen.



Auf dem Wochenmarkt.

Humoristisches Gesamtspiel mit Gesängen für 8 Damen.
Text von Paul R. Lehnhard.
Musik von Louis Archmann.
Preis M. 3.—
Stimmen M. 2.—

Wir bieten hiermit ein neues Damen-Ensemble von großer Komik. Die Schlussscene, in welcher die Damen ihre Einkäufe, wie Gurke, Möhre, Fleischstück etc., als Vigotphones zu behandeln wissen, wirkt urkomisch und sichert größten Beifall.

Duoscenen mit Gesang für 2 Damen.

Legov, Frauenfrage, oder Fräulein Doktor M. 3.—
—, Glücklich verlobt „ 2.—
—, Die Rentnarrin M. 3.—
—, Junge Mädchen unter sich „ 2.50
—, In der Sommerfrische, oder: Stadt und Land „ 2.50
Chiele, Frau Krause und Frau Lehmann, die beiden Nachbarinnen „ 3.—

Eine Theaterprobe im Mädchen-Pensionat.

Humorist. Scene mit Gesang für 6 Damen von P. R. Lehnhard.
Musikalisch illustriert von Paul Linde. M. 3.—
Personen:
Die Vorsteherin des Pensionats, Anna, Bertha, Clara, Dora, Erna, Pensionärinnen.
Mit einer übermühten Verkleidungsscene beweisen die jungen Pensionatsdamen ihrer Vorsteherin, daß sie fast überreich Talent zum Theaterspielen besitzen. Eine sehr empfehlenswerte Aufführung, welche den Darstellern als auch den Zuschauern großen Spaß bereiten wird. Die Kostümtrage (3 Damen als Tirolerinnen) stellt keine großen Anforderungen.

Die musikalische Kochschule.



Humor. Scene für 7 Damen von Paul R. Lehnhard.
Musik unter teilweiser Benutzung bekannter Melodien von P. Linde. M. 3.—
Sechs allerliebste Badische treiben in der Küche mit der „gebildeten“ Gette allerlei Alotria und benutzen schließlich ihre Kochgeräte zur Inszenierung eines eben so originellen, als auch hochkomischen Damen-Dechiffers. Ein flott es Ensemble decentesten Humors, das sich schon sehr oft bestens bewährt hat.

Einakter mit nur Damenrollen.

	Damen	M.
Fräulein Doktor. Schwank von Marie Knitschke	7	1.50
Bei der Kartenlegerin. Lustspiel	5	1.50
Illis Zukunftiger. Lustspiel	3	1.50
Johannisfeier. Dramatisch. Blumenmärchen von Elise Ried	beliebig	1.50
Wahre Freundschaft. Lustspiel	2	1.50
In die Falle gegangen. Schwank v. M. Knitschke	6	1.50
Mignons Kusentlänge. Schwank	5	1.50
Im Banne der Niren. Dram. Gedicht v. Elise Ried	3	1.50
Die Marmorbrant. Lustspiel	5	1.50
Die Brautbowle. Lustspiel von Paul R. Lehnhard	6	1.50
Staub. Schwank von Olga Steiner	4	1.50
Die Maus. Lustspiel von Paul R. Lehnhard	8	1.50
Ballgeschwür. Lustspiel von Hans Buchholz	3	1.50
Ihr Liebesgehandnis. Schwank	4	1.50
Germanias Befreiung. Festspiel von Elise Bahn	3	1.50
Psyche. Dramat. Gedicht von E. Ried	5	1.50
Johannisstieb. Komische Scene von M. Knitschke	3	1.50
Des Kaisers Bild. Lustspiel von Anna Lene	4	1.50

Deklamationsbuch für Damen.



Eine reiche Auswahl ernster und heiterer Vorträge für Damen.

Inhalt:
I. Ernste Gedichte. II. Heitere Vorträge. III. Dialekt-Dichtungen. IV. Größere Solohörse in Prosa u. Profa. V. Texte zu lebenden Bildern. VI. Damen-Lustspiele.
Eine vortreffliche Sammlung, welche wir auf das Beste allen Damen, welche zu einer Unterhaltung im Vereins- oder Familientreibe beitragen wollen, empfehlen können.
Preis elegant broschirt nur 2 M.
Eleg. gebdn. in f. Leinwand mit Prägung 3.50 M.
Guter Druck auf bestem Papier.

Frohe Feste.

Ein unentbehrlicher Führer und Ratgeber zur Belehrung, Unterhaltung und Verschönerung häuslicher Feste.
Inhalt: Frohe Feste. — Oftern. — Aufführungen zum Volterabend, Hochzeit etc. — Silber- und Goldhochzeiten. — Der Tanz. — Weihnachten. — Zum neuen Jahr. — Gastmähler. — Verschiedenes.
Preis M. 2.50, elegant geb. M. 3.—

Humoristische Vorträge ohne Gesang:

	M.
Kontesse Eigenfinn. Von Paul R. Lehnhard	0.75
Badischens erie Liebe. Von Paul R. Lehnhard	1.—
Dorte's Heimweh. Von Paul R. Lehnhard	0.75
Fern vom Valle. Von Paul R. Lehnhard	0.75
Hausfrauenleiden. Von Ludw. Matowsti	0.75
Eine gebildete Köchin. Von Paul R. Lehnhard	0.75
Die verliebte Küchenfee. Von Paul R. Lehnhard	1.—
Sie gibt ihm den Abschied. Von Paul R. Lehnhard	0.75
Tante Traktischig. Von Paul R. Lehnhard	0.75
Am Telephon. Von Marie Knitschke	0.75
Die Wahrsagerin. Von G. Roland	1.—

für zwei Damen.

	M.
Mänschen. Von Edmund Braune	0.75
Zwei Bauernmädchen. Von E. v. Pannewitz	0.75
Babette und Nanette, oder: Köchin und Hausmädchen. Von Paul R. Lehnhard	0.75
Badisch u. Gouvernante. Von Robert Fertwig	0.75
Er ist im Kegellub. Von P. R. Lehnhard	0.75
Zwei alte Jungfern. Von P. R. Lehnhard	0.75
Mädchenfreude. Von P. R. Lehnhard	0.75
Mamiell Reugier. Von Edm. Braune	0.60
Das Mendy-haus. Von Fern. Schulz	0.75
Sie fürchten sich. Von P. R. Lehnhard	0.75

Kurze Scenen ohne Gesang

für zwei oder drei Personen
(ein Herr u. eine Dame und eine Dame u. zwei Herren).
Preis per Nummer M. —.75.

Thalia.

Sammlung vorzüglicher Einakter mit Herren- u. Damenrollen.
Preis pro Nummer 2 M.

Gegen die Herrschaft der Männer.

Singspiel in 1 Aufzug von Friedr. Reimeisch für 10 Damen, 2 Herren.
Textbuch inkl. Aufführungsrecht M. 2.—

Das Volkslied in der Spinnstube.

Melodramatische Scene mit Gesang für gemischten zweistimmigen Chor und 5 lebenden Bildern von Dr. Franz Fauth. M. 3.—

Die wilde Toni.

Liebespiel in 1 Akt für 2 Herren u. 2 Damen von Rehmüller. M. 2.—. Klavierauszug M. 3.—

Effektvolle Cotillon-Touren, Cotillon-Orden, Knallbonbons, Kopfbedeckungen, Vigotphones, Scherze aller Art.

Unsere reichhaltigen Katalog über Theater-Aufführungen sowie Ball- und Cotillon-Artikel senden wir auf Wunsch gratis und franko.

Masken, Attrappen, Dekorationen für die Festäle, Tafelschmuck, Scherzartikel, Theater-Requisiten etc.